



Wer war das – oder: von wem hat das Viech seinen Namen? Teil VI

von WOLF-DIETRICH GÜRTLER

*A man is ethical only when life, as such,
is sacred to him, that of plants and animals
as that of his fellow men.*

ALBERT SCHWEITZER

Zurück nach Afrika: Nicht nur Deutsche sind als Namensgeber in die zoologische Nomenklatur eingegangen. Auch andere europäische Länder hatten Kolonien, Reisende, Eroberer, Jäger, Forscher und Ornithologen. Nachdem wir uns in den ersten Afrika-Teilen der Serie vor allem mit deutschsprachigen Namenspatronen beschäftigt und noch längst nicht alle zur Sprache gebracht haben, soll der Schwerpunkt in diesem Beitrag auf solchen aus dem englischen Sprachraum liegen. Hier nun die nächste Ladung Artepitheta: fünf Vogel- und fünf Säugetierarten (alle geschätzte „Viecher“!), die uns abermals die Schicksale ihrer Namenträger nahebringen können. Keine Sorge, im nächsten Teil folgt unweigerlich auch wieder eine Meerkatze, versprochen...

Monteiro-Toko (*Tockus monteiri*)

Daß ich eine Schwäche für die afrikanischen Nashornvögel habe, wird niemandem verborgen geblieben sein (GÜRTLER 2016). Sie sind mir über die Beschäftigung im Zoo und im Freiland ans Herz gewachsen, zu echten „Federviechern“ geworden. Auf der zweiten von mittlerweile 15 Namibiafahrten stieß ich im Damaraland auf einen mir bis dato völlig unbekannten Toko, an dem die Tiergärtnerei bisher ohne große Beachtung vorüber gegangen ist: der Monteiro-Toko (*Tockus monteiri*). Die „Zootierliste“ kennt nur den 1965 geschlossenen Vogelpark Hilden als ehemaligen Halter. Der Habitus ist typisch Toko: Das helle Karminrot des stark gebogenen Schnabels nimmt zur Spitze hin an Intensität zu; er wird von einem schmalen Längsfirstr gekrönt; Kopf, Hals, Brust und Rücken sind bräunlich-anthrazitfarben, Bauch, „Hosen“ und Unterseite des Schwanzes weißlich, die dunklen Flügeldeckfedern enden in einem weißen Perlfleck. Der unbefiederte Orbitalring um die Augen, der nackte Kehlfleck und die Füße sind fast schwarz. Sein Artareal beschränkt sich auf die Wüsten und Halbwüsten der Namib und ist, verglichen mit anderen Tokos, eher klein. Seine Häufigkeit nimmt nach Norden über das Kaokoland zu und findet ihren Schwerpunkt im südwest-



Monteiro-Toko im Damaraland, Namibia

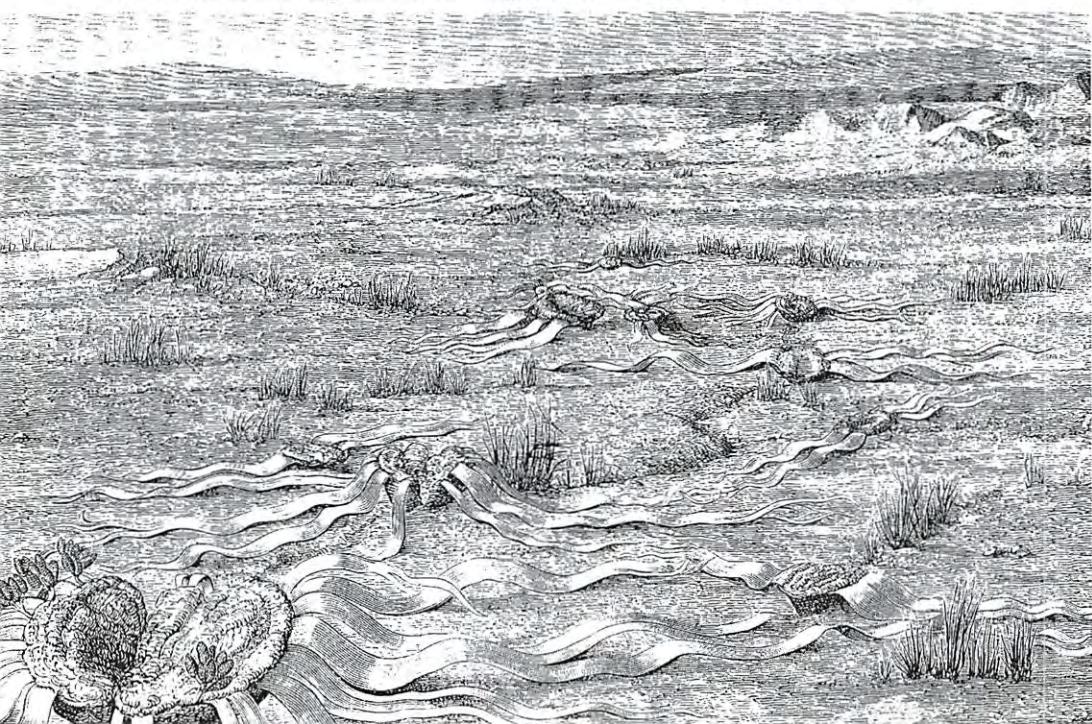
Foto: Görtler



Namibe, das alte Mossamedes MONTEIROS, im Jahre 2009 vom Hafen aus gesehen: wo der Atlantik die Wüste trifft

Foto: Gürtler

Die Welwitschia in der angolanischen Namib, gezeichnet von MONTEIRO (aus MONTEIRO 1875)



lichen Angola. Zu einer anderen Jahreszeit hätte ich ihn durchaus schon im Komas-Hochland um Windhoek antreffen können, denn es handelt sich um einen innerafrikanischen Zugvogel, jedenfalls, was die nördliche Population betrifft. Das hängt mit seinem bevorzugten Lebensraum zusammen: der Monteiro-Toko ist die am stärksten aride Art und dringt weit in die Namib, in felsig-sandige Bereiche vor. Dort sind Bäume, deren Durchmesser das Anlegen von Bruthöhlen erlaubt, selten. Es wurden schon Monteiro-Tokos beobachtet, die in Felshöhlen ausgewichen sind. Jedenfalls gibt er die typische Verhaltensweise des „Einmauerns“ des Einflugloches bis auf einen schmalen, zur Versorgung von Mutter und später auch Nestlingen notwendigen Spalts keinesfalls auf, sondern weicht zur Brutzeit – etwa ab März – in niederschlagsreichere Gebiete mit geeigneten großen Bäumen aus, z.B. in den Daan-Wiljoen-Nationalpark in der Nähe der Hauptstadt Windhoek. Dann generiert die Regenzeit dort ein gutes Nahrungsangebot für die ganze Tokofamilie. Diese Ausweichbewegung wird ihm leider allmählich zur Bedrohung, denn der Konkurrenz durch menschliche Nutzungsbedürfnisse ist er hoffnungslos unterlegen: Die wachsende Bevölkerung braucht mehr und mehr Holz für eigene Zwecke, vor allem zum Kochen und Bauen; alte Bäume werden, obwohl in Namibia ein rares Gut, rücksichtslos gefällt, sogar in Nationalparks. Wenn Zentralnamibia durch den Mangel an Brutbäumen ausfällt, hätte das für die Monteiro-Tokobestände der Namib weitreichende Folgen!

Der Monteiro-Toko hält sich viel am Boden auf, wo er sich zweibeinig hüpfend fortbewegt. Die Namib ist überraschend reich an Kleintieren – nicht nur an Eidechsen und Geckos, sondern auch an Käfern, Heuschrecken, Skorpionen oder Spinnen, die alle auf seiner Speisekarte stehen. Oft sieht man ihn mit schräg geneigtem Kopf auf der Erde stehen, offensichtlich lauschend: Plötzlich setzt ein heftiges Wühlen mit dem Schnabel ein, der 30 cm lange, 5 cm tiefe Furchen in den Boden zieht, und in der Regel ist schnell ein zappelndes Opfer gefunden, hochgeworfen, unfehlbar mit dem Schnabel wie mit einer Pinzette aus der Luft gegriffen und kopfvoran abgeschluckt. Daneben werden Wurzeln oder Zwiebeln ausgegraben und gefressen; auch die beerenartigen Früchte mancher Commiphorenarten gehören dazu – wählerisch darf man in der Wüste nicht sein. Ja, ich suche und finde ihn und habe jedes Mal meine Freude an ihm, aber etwas über seinen Namensgeber in Erfahrung zu bringen, erwies sich als harte Nuß.

Nun sangen wir ausgerechnet mit einem Portugiesen an, aber der „englische Sprachraum“ hat seine Berechtigung, weil **JOAQUIM JOAO (JOHN) MONTEIRO** (1833–1878) an der kurz zuvor gegründeten königlichen Bergbauakademie in London zum Miningenieur ausgebildet wurde, eine Engländerin heiratete und in Englisch publizierte. Seine Frau Rose begleitete ihn auch in Angola. Seine Kinder- und Jugendjahre aber liegen im Dunkeln. Portugal hatte auf der Suche nach dem Seeweg nach Indien schon früh die westafrikanische Küste inspiziert und als Nachweis seines Besitzanspruchs an einigen Stellen Steinkreuze in den Wüsten-sand setzen lassen. So errichtete DIEGO CAO 1484 ein solches Kreuz nördlich von Swakopmund bei Cape Cross in Namibia, dem Touristen bekannt als Lande- und Aufzuchtsplatz für viele Tausend Zwergseebären (*Arctocephalus pusillus*),

RÜHMEKORF 1989). Dort steht heute eine Nachbildung: das Original befand sich, stark verwittert, mehr als 100 Jahre im Deutschen Historischen Museum in Berlin und ist kürzlich an Namibia zurückgegeben, dort allerdings noch nicht wieder zugänglich gemacht worden. Die Namib, als Küstenwüste nördlich in Angola bei Benguela beginnend und bis weit nach Südafrika reichend, verhinderte jedoch über Jahrhunderte weiteres Vordringen ins Innere, zumal sich in erreichbarer Nähe wenig von (Handels-)Interesse zu verbergen schien und die Landung durch die starke Brandung und das Fehlen von Buchten oder natürlichen Häfen erschwert wurde. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann Portugal mit der tatsächlichen Inbesitznahme des angolanischen Hinterlandes. Funde von Diamanten, Gold und anderen Bodenschätzen in der Wüste forderten zu geologischer Erforschung heraus.

Da kommt endlich JOAQUIM MONTEIRO ins Spiel, der von 1853 bis 1864 im Auftrag von Bembe Copper Mines zu derartigen Untersuchungen mehrmals die küstennahen Gebiete bereiste. Obwohl seine wissenschaftliche Ausbildung in Bergbau und Chemie erfolgte, wo er die allerbesten Zeugnisse erhielt, war er war stark naturkundlich interessiert und sammelte zusätzlich Pflanzen und Tiere, die er häufig britischen oder deutschen Museen überließ – „sein“ Toko wurde von HARTLAUB (GÜRTLER 2018) nach ihm benannt. Er entdeckte, daß sich die Fasern des Affenbrotbaumes hervorragend zur Papierherstellung eigneten und initiierte eine entsprechende Fabrikation; er sah die berühmte Welwitschia etwa zur gleichen Zeit wie WELWITSCH (GÜRTLER 2019c) selbst, sandte Präparate nach England und bildete sie auch in seinem Reisewerk ab, geht aber nicht näher auf sie ein. Unter anderem trägt eine Kletterpflanze aus der Familie der Hundsgiftgewächse, *Stomatostemma monteiroae*, deren Verbreitungsgebiet bis nach Zimbabwe reicht, den Namen seiner Frau ROSE. Neben dem Toko heißen Monteiro-Würger (*Malacorotus monteiri*), Brauner Tropfenastrild (*Clytospiza monteiri*) und zeitweise im englischen Sprachraum als Monteiro's golden weaver der Safranweber (*Ploceus xanthrops*) nach ihm. Auch ein Galago (*Galago monteiri*) wurde nach ihm benannt. Er war derjenige, der den ersten, damals berühmten Schimpansen „Joe“ nach England in den Londoner Zoo brachte. Er war mit DAVID LIVINGSTONE befreundet (siehe unten) und half ihm beim Start seiner Expedition in Angola. LIVINGSTONE hätte ihn gern als Mineralienfachmann mitgenommen, aber Monteiro war als Angestellter unabkömmlich. Im nach langer Suche antiquarisch erstandenen Werk (MONTEIRO 1875) „Angola and the River Congo“ beschreibt er einfühlsam Erlebnisse und Beobachtungen, nicht nur auf seinem eigentlichen Fachgebiet. Das geht weit über die sonst oft üblichen Reiseberichte à la „und am nächsten Tag gelangten wir unter großen Anstrengungen von A nach B“ hinaus und ist noch heute gewinnbringend zu lesen. Seine Fahrten führten ihn von der angolanischen Enklave Cabinda nördlich des Kongoflusses nach Süden bis auf die Höhe von Mossamedes, dem heutigen Namibe. Namibe habe ich selbst, von Namibia über den Kunene kommend, 2009 erreicht (GÜRTLER 2010) – eine Hafenstadt mit klassischen Kolonialbauten und inzwischen etwas morbider Charme, und ich kann manche seiner Empfindungen, dort 150

Jahre vorher unterwegs gewesen zu sein, noch heute teilen, auch wenn man sich nicht mehr seinen „conclusions“ über die afrikanische Bevölkerung anschließen kann. Dagegen war MONTEIRO wohl ein regelrechter Liebhaber der Ornithologie und schrieb über die Tokos:

“In the woods of thorny trees and bushes, and particularly in the sandy ravines, several species of small hornbills are very common. Two were undescribed species (*Toccus elegans* and *Toccus monteiri*), and are very odd birds in appearance and habits. I found that their food consisted of grubs, grasshoppers, and other insects, hornet’s nests and hard seeds. They dig in the sand with their long curved bills, when seeking their food, throwing the sand behind them between their legs. They look very comical when sitting on a tree, their soft feathers puffed out like those of an owl, and they raise and depress their crest feathers uttering loud, long-drawn, unearthly cries, like the squall of a sick baby.” Dann schilderte er, daß sie von den Einheimischen als „fetish birds“ angesehen wurden; sie behaupteten, das Männchen würde vom Weibchen in die Nesthöhle eingesperrt und zum Brutgeschäft gezwungen. Sie würden einen besonders mageren Mann sogar als gerade dem Nest entronnenen Toko bezeichnen! MONTEIRO wußte bereits, daß es sich mit den Aufgaben der Geschlechter bei der Brut umgekehrt verhält und setzte einen hohen Preis dafür aus, daß ihn jemand zu einem Nest, zum Nachweis dieser Geschichte führen würde, hatte aber keinen Erfolg. So beschrieb er nicht nur zahlreiche Tiere und Pflanzen, sondern auch Sitten und Gebräuche der Bevölkerung. Es wundert nicht, daß seine Reisebeschreibung vielen Zoologen dieser Zeit als gern zitierte Quelle diente. Daß sich ELLIOT (1882) in seiner grundlegenden Hornbillmonografie auch ausdrücklich auf ihn bezogen hat, war zu erwarten. Mit dem „*Toccus elegans*“ ist übrigens der Gelschnabeltoko (*Tockus flavirostris*) gemeint.

JOAQUIM JOAO MONTEIRO wurde nur 45 Jahre alt. Er starb nach schwerer Krankheit am 6. Januar 1878. Immer wieder weist er in seinem Buch auf die schweren Fieber, Malaria, Durchfälle und andere Infektionen hin, die den Europäer in Angola bedrohen. Er ist den Folgen einer solchen Infektion selbst erlegen. Ein Bild von ihm habe ich leider nirgends aufstreben können, aber er spielt für die Entdeckung der Naturgeschichte Angolas eine wichtige Rolle und ist es wert, vor dem Vergessen bewahrt zu werden.

Einen weiteren Toko können wir hier gleich anschließen, nämlich

Jacksons-Toko (*Tockus jacksonii*),

der tatsächlich aus dem englischen Kolonialbereich Ostafrikas stammt. Er wurde lange als Unterart des Decken-Tokos (GÜRTLER 2018) angesehen. Inzwischen wurde ihm jedoch ein eigener Artstatus zuerkannt (POONSWAD, KEMP & STRANGE 2013). Sein Verbreitungsgebiet schließt sich nordwestlich an das des Decken-Tokos an und umfaßt neben Nordkenia gerade noch Ecken von Uganda, dem Südsudan und Äthiopien. Im Bereich des Turkanasees kommen sie sympatrisch vor. Rein optisch sind die Unterschiede gering: Beide Geschlechter haben, wenn adult, große weiße Perlflecke auf den Flügeldeckfedern, beim Decken-Toko sind



Jackson-Toko

Abb.: aus Poonswad et al. 2013

diese rein dunkel; die Schnabelspitze zeigt beim Männchen einen blasseren, kleineren Gelbanteil, während sie beim Decken-Toko deutlich von der roten Grundfärbung abgesetzt ist und bald die halbe Schnabellänge erreicht. Bei den Weibchen beider Arten ist der Schnabel einfarbig anthrazitfarben. Insgesamt wirkt der Schnabel kürzer und klobiger. In anderen Merkmalen, auch in Ökologie und Verhalten, sind zwischen beiden keine Unterschiede festzustellen. Auch in diesem Fall scheinen vor allem genetische Unterschiede zur „Aufwertung“ des Jacksons-Tokos zu einer eigenen Art beigetragen zu haben. Zu finden ist er aktuell in keinem Zoo im EAZA-Raum, nicht mal in England; In der Vergangenheit wurde er in den 90er Jahren eine Zeit lang im Vogelpark Walsrode gepflegt, wo auch die deutsche Erstzucht erfolgte. VAGNER importierte in den 70er Jahren mehrere Exemplare nach Dvur Kralove. In dieser Zeit wurde er auch in London gepflegt, wo er 1974 weltweit zum ersten Mal züchtete. Während jedenfalls der Decken-Toko einen Deutschen ehrt, erinnert dieser nun an einen Engländer – beide Länder konkurrierten ja in Ostafrika eine Zeit lang mit ihren kolonialen Ansprüchen. Also: wer ist JACKSON?

FREDERICK JOHN JACKSON kam 1860 in Oran Hall bei Catterick, North Yorkshire, zur Welt. Hier besuchte er zunächst die Shrewsbury-Schule und später das Jesus-College der Universität Cambridge. 1884 begleitete er den britischen Konsul von Lamu, J. G. HAGGARD, auf einer Jagdreise durch Ostafrika und sah den Kilimandscharo und den Tanafluß. Er schoß nicht nur Großwild, sondern sammelte



A handwritten signature in black ink, appearing to read "Frederick J. Jackson". The signature is fluid and cursive, with a horizontal line through it at the end.

Sir FREDERICK JOHN JACKSON (1860–1929)

Abb.: Wikipedia

auch Vögel und Schmetterlinge. Als nach seiner Rückkehr 1886 auf der Kongokonferenz in Berlin deutsche und englische Interessensphären in Afrika festgelegt wurden, trat er der Imperial British East Africa Company (IBEAC) bei, die den

Handel der englischen Kolonie entwickeln und kontrollieren sollte. 1889 leitete er eine IBEAC-Expedition, die ihn durch bis dahin kaum bekannte Gegenden bis nach Uganda führte. Als die englische Regierung 1894 offiziell die IBEAC als East Africa Protectorate übernahm, setzte sie ihn als Staatsbeamten ein und beförderte ihn zum Leiter (1907–1911) und später (1911–1917) zum Gouverneur von Uganda. Zoologische Interessen haben ihn weiterhin begleitet. Schon 1888 trat er der British Ornithologist's Union bei, sammelte und beschrieb, mittlerweile längst zum „Sir“ geadelt, vor allem Vögel und veröffentlichte mehrere Werke über die Vögel Ugandas und Kenias, allerdings auch über die Großwildjagd. 1917 trat er in den Ruhestand und widmete sich bis zum Tod 1929 weiterhin besonders der Ornithologie. Wir hätten JACKSONS auch in den Säugetierkapiteln gedenken können, denn weitere Tierbenennungen, darunter auch eine Kuhantilope – Jacksons-Hartebeest oder Lelwel (*Alcelaphus buselaphus jacksonii*), Jacksons Manguste (*Bdeogale jacksonii*) sowie das Dreihornchamäleon (*Trioceros jacksonii*) und der Jacksonpieper (*Anthus latistriatus*) erinnern an ihn. Als er 1929 starb, hatte er jedoch vor allem den Ruf eines guten Ornithologen.

Als ich im Ruhr Zoo meinen Dienst als Kurator antrat, standen in der kleinen Zoo-Bibliothek verschiedene antiquarische Bücher aus dem Fundus der Fa. RUHE, darunter auch ein Werk von SIR CHARLES ELIOT (1905), der dort als Polizeipräsident diente: The East Africa Protectorate. Es sammelte das damalige Wissen über Land und Leute und enthielt auch ein Kapitel über Tiere. Ein Großteil dieses Wissens geht auf JACKSON zurück und faszinerte mich von Beginn an – kein Wunder, daß mich die erste private Afrikareise nach Kenia führen sollte!

Nicht nur im südlichen Afrika kann Ihnen das heute passieren: Vermeiden Sie lieber, bei Gesprächen über Tiere das Präfix „Kaffern“ zu verwenden! Naiv und ahnungslos wurde ich mehrfach schon in hitzige Diskussionen verwickelt, ob denn der Kaffernhornrabe oder der Kaffernbüffel (der nun auch noch wissenschaftlich *Syncerus cafer* heißt) aus Gründen der political correctness überhaupt von anständigen Menschen noch so genannt werden dürfe. Es gibt heute viele Themen, bei denen man unbeabsichtigt in Fettnäpfchen stolpern kann. Auch ein großer Zoo kennt heute stattdessen nur den „Kapbüffel“ (dessen Artareal mit dem Kap auch höchst unzureichend beschrieben ist!), und nicht nur die Mohrenapotheke werden umbenannt, auch ein Lemur muß sich dort nun mit dem Namen „Schwarzer Maki“ begnügen (obwohl das Weibchen braun ist; wo bleibt der Aufschrei der Damen? Identity gegen Gendern!). Als vorauselende Konnotation wird es heute von robespierreähnlichen „Sprachpolizisten“ angewandt, die mit den Angehörigen der betroffenen Ethnien oft eher wenig zu tun haben. Den Begriff Kaffir, arabischen Ursprungs, habe ich ursprünglich als wertfreie Bezeichnung für Nicht-moslems kennengelernt, ähnlich wie die Griechen der Antike zunächst einfach Fremde, unverständlich Redende Barbaroi genannt haben; WILLIAM BURCHELL (GÜRTLER, unv.) war wohl der erste, der die Bezeichnung Caffres für ein südafrikanisches Volk verwendet hat, gleichwertig mit anderen – diese Leute nannten und nennen sich selbst Xhosa, und es ist mir selbstverständlich, sie heute auch so

zu nennen. NELSON MANDELA, weltweit geachtetes politisches und moralisches Vorbild, war ein Xhosa, genauso „Mama Africa“ MIRIAM MAKEBA, international geliebte Sängerin. Der negative, beleidigende Beigeschmack ist sekundär (die damit verbundene Schnappatmung auch...). Was machen wir denn nun mit Kulturgut à la Struwwelpeter („ein kohlpechrabenschwarzer Mohr...“)? Oder Musik: Heißt die Operette „Zigeunerbaron“ richtiger Sintibaron? Im Kulinarischen (Sinti-Schnitzel) hatten wir das ja schon, satirisch von DIETER HILDEBRANDT aufs Korn genommen. Damals durfte man noch darüber lachen... Sarotti-Schokolade mußte sich von ihrem Markenzeichen trennen, auch Mohrenkopf und Negerkuß (bei mir seit der Kindheit absolut positiv besetzt) sind längst als rassistische Stereotype verpönt.

Jawohl: Der Begriff „Kaffer“ ist in Südafrika als Hate Speech verboten – und vor dem Background der Apartheid kann ich das sehr wohl nachempfinden. Selbstverständlich bedenke ich Indigene gleich welcher Herkunft nicht mit Begriffen, von denen sie sich herabgewürdigt fühlen könnten, aber ich habe noch andere Möglichkeiten als nur Vokabeln, ihnen Achtung und Respekt zu erweisen! Und sollte ein Maki, ein Hornrabe, ein Büffel, ein Adler dadurch zu beleidigen sein? Beides drückt sich nicht in Worthülsen aus! So wird der Kolonialismus, so werden die Folgen, die uns in dieser Serie immer wieder beschäftigen, nicht aufgearbeitet, sondern verkleistert – man bleibt schön an der Oberfläche! Ich habe zwei Kindern in Sierra Leone den Schulbesuch finanziert, als Mitglied der Gesellschaft für bedrohte Völker die Ovahimba beim Kampf gegen den Staudammbau am Kunene unterstützt, helfe seit Jahrzehnten CLaSH (eine NGO in Namibia, die sich um hörgeschädigte Kinder kümmert) – und ich sage weiter Kaffernbüffel! Geschichte, koloniale Verantwortung durch Verdrängen zu bereinigen, zu ideologisieren oder vergessen zu machen, kennen wir von autoritären (gerne „linken“) Regimen, weltanschaulichen oder religiösen Fanatikern – warum muß ich jetzt an die „geflügelte Jahresendfigur“ für den in der untergegangenen DDR verfemten Engel denken? Das gehört nicht in Institutionen mit wissenschaftlichem Anspruch. Im Übrigen hat Afrika selbst eine eigene, uralte Geschichte – es ist auch ein Fehler, ein typisches Zeichen moderner westlicher Arroganz, diese auf Versklavung, Kolonialismus und Rückständigkeit zu reduzieren!

Derselbe Zoo gibt nun die Anweisung zur „Genderpflicht“ an die Mitarbeiter heraus; gendern oder nicht, das mag nicht nur eine Alterserscheinung sein. Großschreibung, *Sternchen oder Doppelpunkt mitten im Wort empfinde ich nicht als feministische „Aufwertung“, sondern als Verhunzung meiner Muttersprache (warum nicht Vater- oder gleich Diversensprache?); mit diesem Empfinden stehe ich keineswegs allein: Der Rat für Deutsche Rechtschreibung teilt in seiner Empfehlung vom 26.03.2021 zur geschlechtergerechten Schreibung (info@rechtschreibrat.com) meine Auffassung. Wie muß man denn gestrickt sein, um sein Eigenwertempfinden davon abhängig zu machen? Und wie, um da als Gesinnungssheriff aufzutreten? Sprache und Nomenklatur sind für mich als Zoologe etwas Wertvolles, das nicht Moden unterworfen werden sollte, sondern fachlichen Kriterien. Sie sollen dem Verständnis dienen, nicht zeitgeistigem



Kaffern-, Felsen- oder Verreaux-Adler – das weiße „V“ auf dem Rücken ist ein gutes Bestimmungsmerkmal!

Foto: Dreier

Meinungswang. Der Blick wird doch durch solche verbalen Verrenkungen darauf gelenkt, daß da im Kopf des Akteurs etwas „klick“ gemacht hat. Es scheint mir dazu zu dienen, sich im Selbstgefühl moralischer Erhabenheit zu wälzen, indem man seine Haltung wie eine Bundeslade vor sich herträgt... Ich empfinde es meinerseits, gelinde gesagt, als Unverschämtheit, mir pauschal rassistisches oder diskriminierendes Verhalten zu unterstellen, wenn ich mich solchen Spielchen verweigere. Nun habe ich sicher auf genügend Zehen getreten – immerhin hat diese Gesamtentwicklung dazu beigetragen, das Namenspatronat eines Greifvogels auf einen Franzosen zu übertragen und ihn so für uns zum Thema machen, nämlich beim

Kaffern- oder Verreaux-Adler (*Aquila verreauxii*)

Dieser im gesamten südlichen Afrika, mit Ausnahme der Kalahari, bis zur Sinai-Halbinsel nicht seltene Adler zählt mit zwei Meter Spannweite und einem Gewicht über vier Kilo (Weibchen) zu den großen Greifen. Den typischen Lebensraum bilden felsige Bergländer und Schluchten, und so zählen Klippschleifer (*Procavia capensis*) zur bevorzugten Beute. Daher mag die seltener gebrauchte Bezeichnung „Felsenadler“ röhren. Ich habe ihn regelmäßig an der Spitzkoppe/Namibia beobachten können, wo er schwerelos an den steilen Felshängen vorbei glitt oder sich mit der Thermik in große Höhen tragen ließ. Oft machten mich Klippschleiferwächter mit ihren Warnrufen auf ihn aufmerksam, woraufhin die ganze Gesellschaft panisch in die nächstgelegenen Felslöcher stürzte, denn er jagt gern aus dem Hinterhalt. Auch Buschschleifer, Hasen, Grüne Meerkatzen oder kleine Antilopen läßt er nicht unbeachtet. Vom Beutereichtum hängt die Größe seines Streifgebiets ab. Obwohl adulte Vögel beinahe schwarz wirken, sind sie zumindest in sitzender Position nicht zu verwechseln, denn ein weißes Band zieht sich V-förmig über die Schultern und den Rücken. Im Fluge wirken von unten die mittleren Bereiche der äußeren Schwungfedern heller, der insgesamt schwarze Eindruck bleibt jedoch erhalten. Schnabelbasis, Wachshaut, nackte Augenumgebung und Zehen sind gelb, die Läufe bis unten befiedert. Aktuell hält wohl nur der Greifvogelpark Grafenwiesen diesen Adler, auch im Zoo Amnéville/Frankreich ist er zu sehen. Historisch müssen beide Berliner Einrichtungen als Halter genannt werden.

Kaffernadler leben und jagen häufig paarweise. Auch das Nest wird mit Vorliebe auf Felsen errichtet und kann zwei Meter Durchmesser haben. Das Bebrüten des oft nur einen Eis teilen sich Männchen und Weibchen, bis nach gut sechs Wochen das weiß bedunte Küken schlüpft. Bei mehreren Küken herrscht Kainismus: das jüngere wird vom älteren getötet. An die Brut schließen sich drei Monate Nestlingszeit an, in der die Mutter vom Vater herbeigeschaffte Beute an das Jungtier versüßt. Auch danach ist der Jungvogel noch drei bis fünf Monate von der Versorgung durch Eltern abhängig. Wer aber war nun VERREAUX?

JULES VERREAUX (24.7.1807–7.9.1873 in Paris) hatte das Glück, in eine Familie geboren zu werden, von der sich einige Verwandte der Naturkunde verschrieben hatten: Der Vater PIERRE-JACQUES heiratete die Schwester von PIERRE ANTOINE DELALANDE, damals als Präparator bei dem berühmten Zoologen ÉTIENNE



Die Spitzkoppe in Namibia ist (nicht nur!) für den Verreaux-Adler ein Paradies!

Foto: Gürtler

GEOFFROY SAINT-HILLAIRE am Pariser Muséum national d'histoire naturelle beschäftigt – die größten zoologisch „vorbelasteten“ Namen des alten Frankreich sind hier versammelt! Der Vater hatte 1803 den ersten Naturalienhandel am Place des Vosges in Paris eröffnet. Offensichtlich war das Interesse dafür groß, denn der Laden florierte und wurde später als „Maison Verreaux“ bekannt. **JULES** wuchs also unter botanischen und zoologischen Exponaten auf, und nicht nur das: wovon wohl viele Jungen (ich auch!) träumten, wurde für ihn wahr: als sein Onkel **DELALANDE** vom Museum auf eine drei Jahre dauernde Forschungsreise nach Südafrika geschickt wurde, durfte er ihn, gerade 12jährig, begleiten! Damit war **JULES** der Naturkunde endgültig verfallen, sein Lebensweg vorgezeichnet. Bei der Rückkehr hatten sie eine regelrechte Schiffsladung an Naturalien im Gepäck – 130.000 Sammlungsstücke, in der Mehrzahl zwar Pflanzen, aber auch knapp 300 Säugetiere, 2.000 Vogelbälge und über 4.000 Muscheln.

Nach seiner Rückkehr studierte **VERREAU** bei **GEORGES CUVIER** (!) am Pariser Museum. Als der Onkel 1823 starb, kehrte er allein nach Südafrika zurück und übernahm bald einen Posten als Kurator am Kapstädter Naturkundemuseum, wo unter anderem auch die Sammlungen des **BARONS VON LUDWIG** (GÜRTLER 2018) lagerten. Diesem Museum stellte er auch seine eigenen Stücke als Leihgabe zur Verfügung. Daneben sammelte er auch weiterhin für das Geschäft seines Vaters und konnte seinen jüngeren Brüder **EDOUARD** gewinnen, diese Präparate in Kapstadt persönlich abzuholen und nach Paris zu bringen. Längst war auch



JULES VERREAUX (1807–1873)

Abb.: Wikipedia

EDOUARD'S naturkundliches Interesse geweckt, und so reiste er mit dem dritten Bruder ALEXIS 1832 nach Südafrika, um von dort aus allein eine eigene Asienfahrt bis nach China zu unternehmen. JULES und ALEXIS blieben in Südafrika zurück, JULES sammelte weiterhin und arbeitete als Präparator und Schausteller mit zoologischen Exponaten. Erst 1838 kehrte er nach Paris zurück, erlitt aber ein

Schiffungslück bei La Rochelle an der französischen Küste. JULES konnte sich zwar retten und an Land schwimmen, seine unschätzbare Sammlung war jedoch verloren. 1842 schickte ihn das Pariser Museum zu Sammlungszwecken nach Australien und Tasmanien. Fünf Jahre später brachte er von dort 11.500 naturhistorische Stücke mit zurück.

Anschließend widmete sich JULES mit EDOUARD der Pflege und Leitung des Maison Verreaux und führte es zu großem Erfolg. Schließlich wurde er sogar vom naturhistorischen Museum als Nachfolger von FLORENT PRÉVOST zum Kurator berufen und arbeitete mit ALPHONSE MILNE-EDWARDS gemeinsam an den zoologischen Novitäten, die der PATER ARMAND DAVID, seit 1862 in West- und Zentralchina unterwegs, dem Museum schickte – weitere große Männer französischer Naturkunde: Ich fürchte, ich werde mich in dieser Serie auch noch mit Asien beschäftigen müssen... Längst hatte sich JULES VERREAUX einen Namen als Kenner exotischer Vögel gemacht; viele Dutzende hat er erstmals beschrieben, er hat fleißig veröffentlicht, und zahlreiche Gefiederte tragen neben dem Adler seinen Namen. Nach seinem Tode übernahm der gleichfalls bekannte ÉMILE OUSTALET seine Position am Pariser Naturkundemuseum. An JULES VERREAUX lässt sich jedenfalls mit einem Schlag die historische Crème de la crème französischer Naturwissenschaftler anführen!

Nun können wir gleich mit einem weiteren Adler Afrikas fortfahren, der den Namen eines Wissenschaftlers aus einer anderen Ecke Europas durch die Jahrhunderte trägt: der

Wahlberg-Adler (*Aquila wahlbergi*)

Der Klassifizierung mancher Touristen folgend, die die Vielzahl kleiner brauner Vögel in Afrika in Kapitulation vor der Artbestimmung als LBBs (little brown birds) bezeichnen, ist der Wahlberg-Adler wohl als BBB (big brown bird) anzusprechen. Tatsächlich ist sein Verbreitungsgebiet – es spart zwar den Westen und den Süden weitgehend aus, erreicht aber das östliche Namibia und erstreckt sich über den Osten des Kontinents weit nach Norden bis zur Sahelzone – reich an Greifen, auch an solchen, die überwiegend braun sind. Im Winter wandert er aus den subtropischen Zonen und konzentriert sich auf das tropische Afrika. Das bevorzugte Habitat bilden baumreiche Savannen, denn er errichtet sein Nest auf Gehölzen. Es gibt auch eine seltenere blasse Form mit hellem Kopf und heller Unterseite, aber die rein braun gefärbte mit schwarzen Schwungfedern ist die Regel. Auch bei ihm kontrastiert die Gefiederfarbe mit einer gelben Schnabelbasis und gelben Zehen, er ist jedoch deutlich kleiner und zierlicher als der Verreaux-Adler und erreicht nur eine Spannweite von etwa 140 cm. Typisch ist eine kleine aufrichtbare Federholle auf dem Kopf, die allerdings nur beim sitzenden Vogel zu erkennen ist, sowie die im Flugbild rechteckig wirkenden Flügel (die des Kaffernadlers sind mittig ausgebaucht), was ihm ein fast kreuzförmiges Aussehen am Himmel verleiht. In dieser Haltung heben sich mit etwas Glück auch die Schwungfedern vom braunen Deckgefieder ab. Meistens ist er als Einzelgänger unterwegs und jagt kleinere Reptilien, Vögel bis zur Perlhuhngröße oder Kleinsäuger bis zum Hasen.



Wahlberg-Adler

Foto: Rudloff

Auch der Wahlbergadler ist nicht leicht in Zoos zu finden: aktuell vermeldet die „Zootierliste“ nur eine einzige Haltung in Wales/England, in Deutschland keine; früher wurde er jedoch in beiden Berliner Tiergärten gepflegt, im Tierpark sogar noch vor 20 Jahren.

Ähnlich wie „sein“ Adler ist auch WAHLBERG ein kaum Bekannter. Sein Name mag zunächst deutsch klingen, aber das ist er nicht: **JOHAN AUGUST WAHLBERG** wurde am 9.10.1810 in Lagklarebäck als Sohn eines Großhändlers geboren und ist Schwede. Als er neun Jahre alt war, starb sein Vater, mit elf verlor er seine Mutter. Hatte er bisher Privatunterricht erhalten, so wechselte er nun auf das Gymnasium in Linköping. Mit 19 Jahren begann er an der Universität Uppsala das Studium der Chemie, gab es aber bald zu Gunsten eines Forstwirtschaftsstudiums auf und begeisterte sich für die Naturkunde. 1832 begleitete er den Entomologen CARL HENDRIK BOHEMAN auf einer Reise durch Norwegen, anschließend bearbeitete er verschiedene Forschungsprojekte in Schweden und Deutschland. 1834 schloß er sein Studium ab, und nachdem er auch ein Examen als Landvermesser abgelegt hatte, unterrichtete er zunächst an einer Landvermessungsschule naturwissenschaftliche Fächer, darunter Astronomie, und Geschichte. 1836 ging er ins südliche Afrika. Diese Reise wurde zum Teil von der Schwedischen Akademie der Wissenschaften finanziert, den großen Rest mußte er aus eigenen Mitteln bestreiten. In den nächsten 18 Jahren sammelte er dort, von Kapstadt aus startend, Tausende von Vögeln und Säugetieren, auch Großtiere wie Elefanten,



JOHAN AUGUST WAHLBERG (1810–1856)

Abb.: Wikipedia

Nashörner und Giraffen, und schickte sie nach Schweden. Dazu kamen über 8.000 Insekten und zahllose botanische Stücke. Vieles war neu in Europa, vieles wurde nach ihm benannt, so ein Epaulettenflughund (*Epomophorus wahlbergi*), der Wahlberggecko (*Homophorus wahlbergi*) und eine Gottesanbeterin, die Afrikanische Blütenmantis (*Pseudocrabothra wahlbergi*). Da reiht sich der Wahlbergadler nahtlos ein! Der Namibia bereisende Landsmann ANDERSSON traf ihn in

Walvisbai und erwähnte WAHLBERGS Vorbereitungen zu einer Tour an den Ngamisee, angeregt durch LIVINGSTONES Veröffentlichungen. WAHLBERGS Reisen fanden allerdings ein jähes Ende, als er den Oberlauf des Limpopo erkunden wollte: ein von ihm angeschossener Elefant nahm ihn 1856 in der Nähe des Ngamisees an und tötete ihn.

In der renommierten geographischen Fachzeitschrift von AUGUST PETERMANN (1857) findet sich dazu eine kurze Notiz, die sich ebenfalls auf Auskünfte von ANDERSSON und dem aus Barmen stammenden, in Namibia tätigen Missionar HAHN beruft. WAHLBERG wurde von zwei Weißen namens GREEN und CASTRY begleitet, die allerdings wegen eines Fiebers nicht an diesem Jagdgang teilnahmen. WAHLBERG, der den Ruf eines erfolgreichen, aber tollkühnen Elefantenjägers genoß, soll schon mehrere Tage mit einheimischen Jägern der Spur eines jungen Bullen gefolgt sein. Er soll schon vorher Todesahnungen gehabt haben, die ihn aber nicht von diesem Unternehmen abhalten konnten. Unterwegs wurden, gewissermaßen im Vorbeigehen, weitere Elefanten erlegt – der verfolgte Bulle wußte also sicherlich, was ihm drohte. Schließlich trafen sie den Gesuchten an einem Wasserloch in Gesellschaft eines anderen Bullen, den sie als ersten anschossen. Dieser floh, und WAHLBERG schoß nun den Verfolgten an, der zunächst einen Scheinangriff unternahm, dann aber ebenfalls floh, und WAHLBERG ging ihm nach. Kurz darauf hörten die Begleiter einen Elefanten trompeten, und noch während sie zu dieser Stelle eilten, kam ihnen schon atemlos ein San (Buschmann) entgegen und berichtete, daß der WAHLBERG angegriffen und gepackt hätte. PETERMANN zitiert aus den Erzählungen GREENS: „In einem dichten Gebüsch hatte sich eins dieser Thiere versteckt und, wie es schien, WAHLBERG beobachtet, der, ohne aufzusehen, der Spur ins Dickicht folgte. In einem Augenblicke schmetterte es ihn nieder und stampfte darauf den armen WAHLBERG in die Erde hinein... Der Körper war so fürchterlich entstellt, daß man ihn kaum wiedererkennen konnte. Wir sammelten und begruben sorgfältig die Überreste.“ Dumm gelaufen, so macht man das mit Elefanten besser nicht. Bei aller Hochachtung vor WAHLBERGS für die damalige Zeit beachtlichen wissenschaftlichen Leistungen (der, weil die Nachricht von seinem Tod nach Schweden so lange brauchte, postum gerade noch zum Mitglied der königlich-schwedischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden war): So wurde Afrika, so wurde die Welt von Europäern erobert! So ging man dabei nicht nur mit Elefanten, sondern auch mit Nashörnern, Menschenaffen und anderen Tieren um, zu oft sogar mit anderen Menschen. Auch wir Deutschen haben in dieser Hinsicht Schuld auf uns geladen. So wurde damals der Keim für die reale Artenverarmung gesät (die ist keine Erfindung der Neuzeit, wie manchmal behauptet, sondern heute einfach die professionellere Fortsetzung!), aber auch für Unruhe, Kriege und Haß gegenüber uns und gegeneinander, und mich packt gelinde Wut, ich muß sogar gestehen, ein schwer niederzuhaltendes Empfinden ausgleichender Gerechtigkeit für so einen Tod. WAHLBERG wird auch von HEINRICH VEDDER (1991) erwähnt: „WAHLBERG hatte nicht die Absicht, lange fernzubleiben. Er war aber nach GREENS Erfahrung in dieser Hinsicht unzuverlässig. Wenn ihn die Leidenschaft packte, so kehrte

er gewöhnlich nicht eher zurück, bis sich im Jagdfelde kein Wild mehr zeigte“. Um wieder „runterzukommen“ und gewissermaßen die Ehre des weißen Mannes in Afrika wieder aufzurichten, muß nun einfach das Artepitheton einer großen schottischen Persönlichkeit folgen!

Ergiebig sprudelt die Quelle für unser Thema auch bei einer anderen in Afrika endemischen Vogelfamilie weiter, den Turakos. Da sei hier vor allem des

Livingstone-Turakos (*Tauraco livingstonei*)

gedacht. Auch Turakos stehen in der Liste meiner besonders Gemochten ganz weit oben. Der Spitzschopf- oder Livingstone-Turako soll allerdings nicht nach dem berühmten Missionar DAVID, sondern nach seinem acht Jahre jüngeren Bruder CHARLES benannt worden sein, der ihn zeitweise in Afrika begleitete; vielleicht geschah dies sogar durch DAVID selbst, der oft Mitreisende auf diese Weise verewigt hat. Im Habitus ähnelt er stark dem Schalows-Turako (GÜRTLER 2017) vom Oberlauf des Zambesi, besonders in der Farbkomposition um die Augenumgebung, und gibt sicher öfter zu Verwechslungen mit diesem Anlaß. Beide galten deshalb früher auch als Unterarten mit *livingstonii* als Nominatform. Allerdings sind die Hollenfedern von *schalowi* noch um Einiges länger und stehen steiler, die Flügel wirken dunkler, und die Schwanzfedern zeigen einen purpurnen Schimmer. Das Artareal des Livingstone-Turakos liegt weit im Osten, in den Küstenländern des südlichen Afrika und in Mozambique, Malawi und im Osten Zimbabwes; allerdings existiert eine isolierte Population in Nordwesttansania und Burundi, wo in diesem Bereich am Ostufer des Tanganjikasees Ujiji liegt, wo HENRY MORTON STANLEY am 10.11.1871 auf den entkräfteten LIVINGSTONE traf und seine legendäre rhetorische Frage stellte: „Dr. LIVINGSTONE, I presume?“ LIVINGSTONE beschrieb den Turako aber am Zambesi. Außer im Tierpark Hagenbeck und im Zoo Halle werden Livingstone-Turakos in verschiedenen kleineren Vogelparks gepflegt. Ob nun CHARLES oder DAVID als Namenspatron – DAVID darf in dieser Serie nicht unerwähnt bleiben!

Hier in der gebotenen Kürze weniger Bekanntes über Dr. DAVID LIVINGSTONE, am 19.03.1813 in Blantyre bei Glasgow/Schottland geboren, zu erzählen, ist nicht leicht: In „Bulette 4“ (GÜRTLER 2016) habe ich ihn schon im Zusammenhang mit den Victoriafällen/Zimbabwe gestreift. MANFRED SCHMIDT (2017), der die Victoriafälle auch in Zambia besuchte, hat sich liebevoll seiner in „Bulette 5“ angenommen. Dabei spricht er dessen Gesundheit und die nach heutigen Vorstellungen unzulängliche Reiseapotheke an, die ihm noch von desertierenden Trägern entwendet wurde. In seinen auch unter größten Strapazen sorgfältig geführten Tagebüchern geht LIVINGSTONE häufig auf seine Befindlichkeit ein. Daß er ausgebildeter Mediziner war, kommt in der Würdigung seiner Leistungen manchmal zu kurz, macht ihm aber selbst klar, wie es um seine Konstitution stand. BARRET & GIORDANI (2017) haben sein Reisewerk auf Beschreibungen tropischer Krankheitsfälle durchforstet und die Symptome interpretiert, die er großenteils am eigenen Leibe erfahren hat. LIVINGSTONE litt unterwegs unter parasitären



Livingstone-Turako

Foto: Dreier



David Livingstone

DAVID LIVINGSTONE (1813–1873)

Erkrankungen, die am Ende für seinen Tod mit 60 Jahren verantwortlich sind. Es kann schon verblüffen, wenn er auf dem Frontispiz der Veröffentlichung seines ersten Tagebuchs (1857) – bei den vielen Tierarten, die er sonst beschreibt – ausgerechnet eine Tsetsefliege abbildet.

Tsetsefliegen sind mehrere Arten der Gattung *Glossina* (Zungenfliegen), im tropischen Afrika weit verbreitet, die sich von Säugetierblut ernähren. Sie übertragen Trypanosomen beim Saugen, parasitische Einzeller, die beim Menschen die Schlafkrankheit, bei eingeführtem Nutzvieh (die Wildtiere sind weitgehend immun) die gefürchtete Naganaseuche auslösen. Die Erkrankung kann sich über

MISSIONARY TRAVELS AND RESEARCHES IN SOUTH AFRICA;

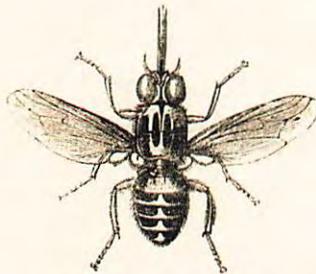
INCLUDING A SKETCH OF

SIXTEEN YEARS' RESIDENCE IN THE INTERIOR OF AFRICA,

AND A JOURNEY FROM THE CAPE OF GOOD HOPE TO LOANDA ON THE WEST COAST; THENCE ACROSS THE CONTINENT, DOWN THE RIVER ZAMBESI, TO THE EASTERN OCEAN.

BY DAVID LIVINGSTONE, LL.D., D.C.L.,

FELLOW OF THE FACULTY OF PHYSICIANS AND SURGEONS, GLASGOW; CORRESPONDING MEMBER OF THE GEOGRAPHICAL AND STATISTICAL SOCIETY OF NEW YORK; GOLD MEDALLIST AND CORRESPONDING MEMBER OF THE ROYAL GEOGRAPHICAL SOCIETIES OF LONDON AND PARIS,
F.S.A., ETC. ETC.



*Tsetse Fly.—*Magnified.*—See p. 571.*

WITH PORTRAIT; MAPS BY ARROWSMITH; AND NUMEROUS ILLUSTRATIONS.

LONDON:
JOHN MURRAY, ALBEMARLE STREET.
1857.

23 rd	To	$1\frac{1}{2}$
24	W	1.
25 th	80	1
26 th	To	$2\frac{1}{2}$

w Kalung'a of his
total 33 $\approx 8\frac{1}{4}$

27 knocked up quite
and a man = runner
sent to buy milk
goats. We are on the
bankes of R Mole Lamo

21st had to ride but was
forced to be drawn and
they carried me back to
vill. exhausted

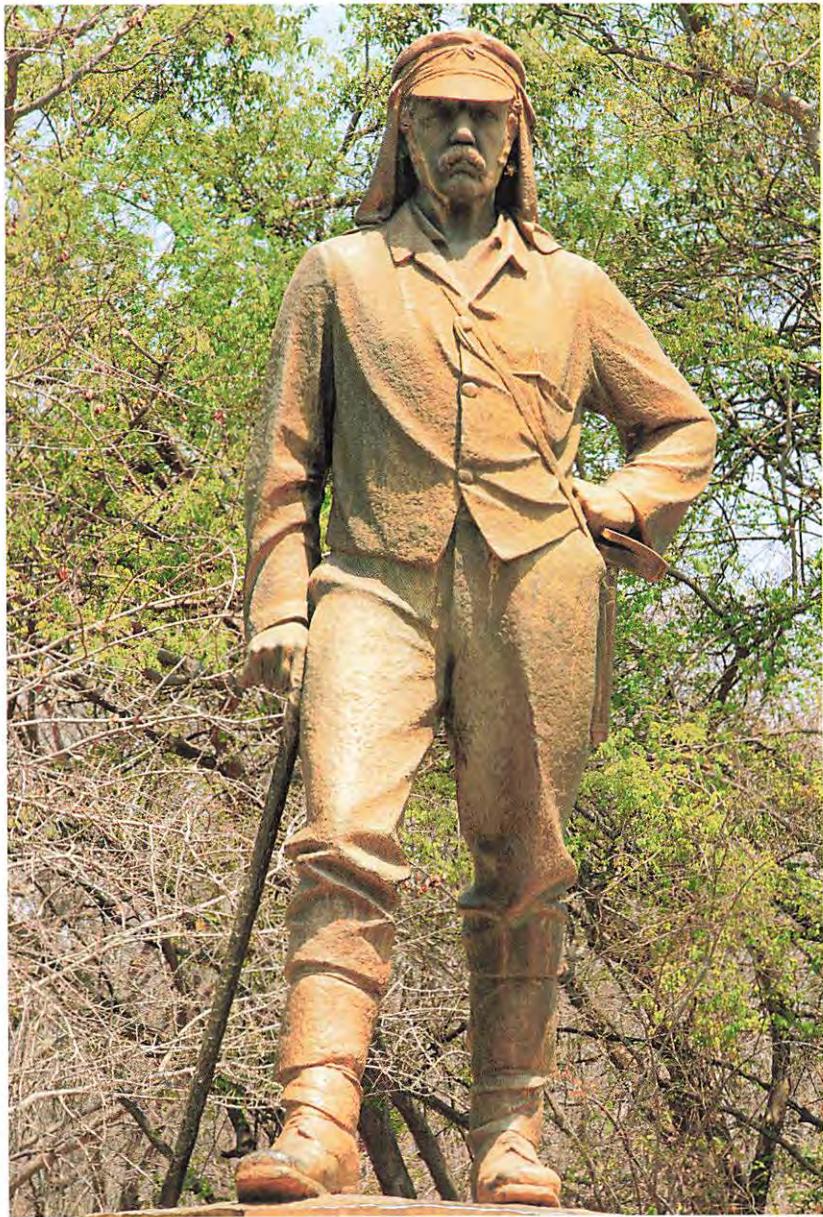
22nd carried in Kitanza
over Munga SW $2\frac{1}{4}$

Die letzte Seite aus Livingstones Notizbuch

Monate hinziehen und endet im letzten Stadium, wenn das Zentralnervensystem befallen ist, in der Regel tödlich. LIVINGSTONE hat insofern bittere Erfahrungen mit ihr gemacht, als er seine Reisen zu Pferd oder mit Ochsen begann und diese rasch an die Nagana verlor. Er führte sogar probeweise Wasserbüffel aus Indien ein, die ebenfalls schnell starben. Den größten Teil seiner 25 Jahre währenden Expeditionen legte er zu Fuß zurück, bis er so entkräftet war, daß er sich von seinen Leuten tragen lassen mußte. Er erkrankte zwar nicht selbst an der Schlafkrankheit, diagnostizierte sie aber bei vielen Afrikanern und war sich der Bedeutung der Tsetsefliege in diesem Zusammenhang bewußt.

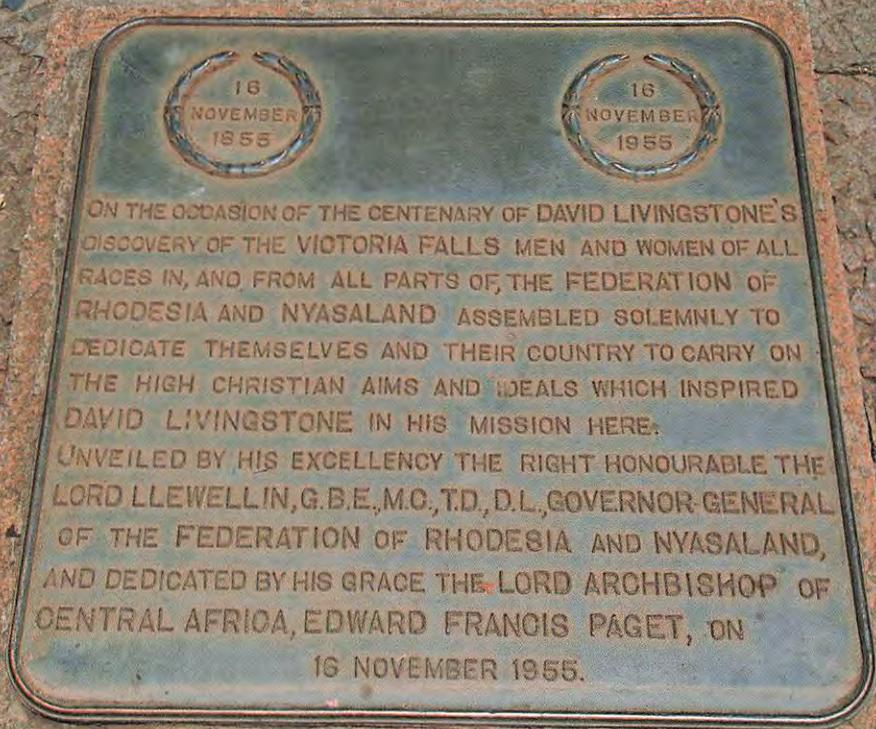
Woran er sehr wohl selbst litt, war Malaria, die damals vielen anderen Reisenden das Leben verkürzt hat. Malaria wird durch den Stich der weiblichen *Anopheles*-mücke übertragen; auch hier ist ein Einzeller (*Plasmodium*) der Parasit. Hohes periodisches (Wechsel-)fieber, Krämpfe und Magen-Darm-Beschwerden sowie Bewußtseinsstörungen bis zum Koma sind die Symptome, die LIVINGSTONE ab 1853 bis zu seinem Tod in seinen Tagebüchern immer wieder anführt. Seine Frau MARY, die auf seiner vierten Expedition zu ihm stieß, erkrankte ebenfalls bald daran, konnte aber wegen Erbrechens und Durchfällen das damals einzige bekannte und halbwegs wirksame Medikament Chinin nicht halten und starb 1862 in Afrika. Ausreichend Chininvorräte zu haben, war für LIVINGSTONE lebenswichtig, und seine auf Eigenexperimenten beruhende Beschreibung, wie es einzunehmen und zu dosieren sei und wie sein Körper jeweils reagierte, hat manchem europäischem Einwanderer später das Leben gerettet. Umso härter traf es ihn, als Träger mitsamt seiner Apotheke desertierten. Als STANLEY ihn fand, war er schon längere Zeit ohne Chinin und wartete auf den Tod; mit dem von ihm Mitgebrachten konnte er sich für längere Zeit erholen. Chinin ist nicht frei von Nebenwirkungen: durch Überdosierung kommt es zu Tinnitus (den LIVINGSTONE als Symptom für die zulässige Höchstdosis beschreibt), zu Hämolyse und Hämoglobinurie („Schwarzwasserfieber“), die schon als teerähnliche Ablagerungen in Gefäßen, Nieren und der Blase bekannt waren. Der dritte Erreger, mit dem LIVINGSTONE Bekanntschaft machen mußte, war das Bakterium *Borrelia*, das durch Zecken übertragen wird. Immer wieder beschreibt er, wie er vor allem nachts von Zeckenbissen in die Zehenzwischenräume geplagt wird, und schildert seine Anfälle von Borreliose (Rückfallfieber).

Mehrzellige Endoparasiten („Würmer“) haben ihn nicht verschont. Von seinen Sektionen her, aber auch von den Krankheitsbildern der Einheimischen waren ihm Faden-, Peitschen-, Spul- und Hakenwürmer, Pärchenegel (*Bilharzia*) und Trichinen vertraut, er wußte, wie sich der Befall äußerte, und er hat selbst mindestens an Bilharziose gelitten. Gegen diese Parasiten gab es zu seiner Zeit kein Mittel. Oft beschrieb LIVINGSTONE den erschütternden hygienischen Zustand des Wassers, das sie trinken mußten – ...swarming with insects, thick with mud and putrid with rhinoceros urine and buffaloes dung...“, und die fließenden und stehenden Gewässer, die er auf dem Weg zu durchschwimmen hatte. Sich dabei nicht infiziert zu haben – schon gar nicht mit Amöben –, ist schlechterdings unvorstellbar. Als er sein Ende nahen fühlte, durch die Ruhr zum Skelett abgemagert und



LIVINGSTONE-Denkmal an den Victoriafällen

Foto: Gürtler



Erinnerungstafel LIVINGSTONES an den Victoriafällen

Foto: Gürtler

an Hämorrhoiden leidend, schrieb er in seinen letzten Eintragungen: „I am pale, bloodless, and weak from from bleeding profusely ever since 31th march at last. An artery gives off a permanent stream and takes away my strength“. Am 1. Mai 1873 war sein Leiden zu Ende; LIVINGSTONE war gerade 60 Jahre und hatte etwa die Hälfte seines Lebens in Afrika verbracht. Neben dem ständigen Kampf mit den damaligen Strapazen des Reisens vor allem mit dem heroischen Kampf gegen die Infektionen der Tropen!

LIVINGSTONE war sicher kein einfacher „Reiseleiter“; mehrfach beschwerten sich seine weißen Begleiter darüber, daß er von ihnen die gleiche Erbarmungslosigkeit gegenüber der eigenen Person erwartete, die er selbst an den Tag legte, ziehen ihn des Fanatismus, wurden von ihm weggeschickt oder ließen ihn unterwegs selber im Stich. Auch den bekannten englischen Maler THOMAS BAINES (GÜRTLER unv.), der mit ihm an den Victoriafällen stand und davon eindrucksvolle Gemälde hinterlassen hat, behielt er nicht bei sich. Dabei mögen ihn gerade die Leiden, die er als Arzt sehr wohl deuten konnte, in seiner Unduldsamkeit bestärkt haben.



Grasantilope oder Puku

Foto: Gürtler

LIVINGSTONE war ein Europäer, der sich Afrika wortwörtlich und in vollem Bewußtsein hingegeben hat, sicher einer der größten, die jemals ihren Fuß auf diesen Kontinent gesetzt haben. Er war aber noch mehr – beseelt von einer tiefen Menschlichkeit im Sinne des Humanismus, die es ihm verbot, mit dem schnöden ausbeuterischen Anspruchsdenken des zeitgenössischen Kolonialismus aufzutreten. Den Kampf gegen den Sklavenhandel hat er aktiv gekämpft wie kaum ein anderer. Das hat Afrika ihm bis heute nicht vergessen, und auch wir können seiner nicht ohne die größte Hochachtung gedenken!

Während LIVINGSTONES Reisen und Wirken durch eine Fülle von eigenen und fremden Veröffentlichungen gut belegt ist, wird der Namenspatron der folgenden Antilope eigentlich nur in Nebensätzen erwähnt. Sie hat mich aber so beeindruckt, daß wir sie nicht unter den Tisch fallen lassen wollen, zumal sie in den Zusammenhang mit LIVINGSTONE gehört: Die

Gelbfuß-Grasantilope oder Puku (*Kobus vardoni*).

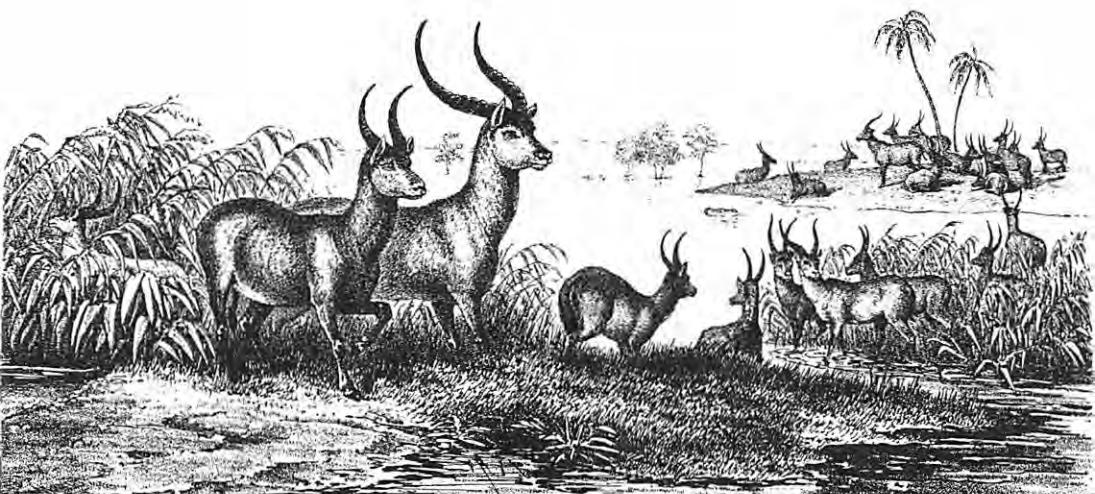
Erst auf meiner dritten und bisher letzten Reise an Zambezi und Okavango hatte ich das Glück, den Puku mehrmals bewußt aus der Nähe zu sehen (GÜRTLER 2016). Wahrscheinlich war er mir vorher schon begegnet, aber aus der Entfernung ist er nicht leicht vom Lechwe (*Kobus lechwe*), ebenfalls einem Wasserbock, zu unterscheiden, schimmert sein Fell doch auch ockerfarben, allerdings ohne schwarze Abzeichen an den Läufen. Allerdings ist das – ebenfalls deutlich gerin-

gelte – Gehörn des Bockes (Weibchen sind hornlos) kleiner, und es steht enger und steiler. Sein Artareal im Zentrum des südlichen Afrika ist heute stark zersplittet, er ist stellenweise ausgerottet, andernorts selten und gilt als bedroht: Das beobachtete Vorkommen ist heute bereits durch eine große Lücke von den weiter nördlich lebenden Beständen in Zambia getrennt. Bezuglich des Lebensraumes haben Pukus nur eine schmale Nische auf den Überschwemmungsebenen großer Flüsse: Die feuchteren Bereiche werden von den Lechwes beansprucht, die im Gegensatz zum Puku auch das Flachwasser aufsuchen. Die höher gelegenen, sich bis zum Waldland ziehenden Flächen bevorzugt der als Konkurrent überlegene Ellipsenwasserbock (*Kobus ellipsiprymnus*). Alle drei ernähren sich von Grasarten mit dem höchsten Proteingehalt (Roodt 2015). Gräser stellen beim Puku ca. 93% der Nahrung, daneben werden auch die Früchte des uferbegleitenden Anabaums (*Faidherbia albida*) und die großen delikaten Blüten des Leberwurstbaums (*Kigelia africana*) gefressen.

LIVINGSTONE beschrieb den Puku als erster. Immer wieder hat er in seinen Tagebüchern auch Wildtieren längere Absätze gewidmet, obwohl Zoologie keineswegs sein Hauptinteresse war; als er sich im November 1853 am Zambezi aufhielt, notierte er: "...I found the wild animals in enormous herds, and fared sumptuously. I lay looking at the graceful forms of the beautiful pokus, lechès and other antelopes... The poku is a new species which I propose to name after the African traveller Major VARDON".

Abbildung der „neu entdeckten Wasserantilope“, des Puku (Puku), in LIVINGSTONES Reisewerk

Foto: Görtler



Aktuell ist der Puku in Europa nirgends in einem Zoo zu sehen; In den späten 60ern – also noch unter der Leitung der Fa. RUHE (!) – wurde er, aus Namibia importiert, immerhin im Zoo Hannover gepflegt und ging anschließend nach Frankreich in den Safaripark Thoiry, wo er jedoch auch bald ersatzlos starb. Enorme Herden – davon ist 150 Jahre später nicht mehr viel übrig, und daran hat wohl Major VARDON seinen ersten Anteil, denn als Beruf findet man wieder mal kurz und bündig: Großwildjäger. Immerhin lässt sich aus der Benennung wohl eine Wertschätzung LIVINGSTONES ableiten. **FRANK VARDON** (1813 bis 1860) diente beim britischen Militär in der Madras Army/Indien. VARDON und WILLIAM COTTON OSWELL (ebenfalls ein berühmter Elefantenjäger) begleiteten LIVINGSTONE 1846 auf seiner ersten Reise in Südafrika durch die Kalahari, wo sie erstmals den Ngami-See besuchten, und brachten in seinem Auftrag auch ein Präparat der Tsetsefliege nach London. Später stand LIVINGSTONE regelmäßig mit VARDON in Briefkontakt, so sind mehrere Briefe aus Afrika an ihn erhalten. Leider ist kaum mehr über ihn zu eruieren, aber durch den Puku gänzlich vor der Vergessenheit bewahrt zu werden, mag der Anerkennung genug sein!

FRANK VARDON (1813-1860, links) und DAVID LIVINGSTONE

Abb.: Wikipedia



Etwas besser ist es um die Dedikation einer Kleinantilope bestellt, bei

Kirk's Rüsseldikdik (*Madoqua kirkii*)

Dikdiks sind in mehreren Arten vor allem in Ostafrika verbreitet. Kirk's Rüsseldikdik hat erstaunlicherweise ein disjunktes Artareal: Neben dem Vorkommen der Nominatform in Tanzania, Südkenia und Somalia gibt es eine zweite Unterart, *M. k. damarensis*, die in Afrika sozusagen gegenüber, in Nordnamibia und Südangola beheimatet ist. Ich habe beide gesehen, die westliche Form ist mir jedoch vertrauter. Keineswegs selten, bin ich ihr am Waterberg, im Etoscha-Nationalpark, im Kaokoland und im südlichen Angola begegnet. Das nur beim Männchen vorhandene Gehörn besteht aus kleinen geraden Spießchen mit einem Haarschopf dazwischen, das Weibchen ist meistens etwas größer. Der „Rüssel“ ist eine sehr bewegliche, verlängerte Nase; man nimmt an, daß der Zweck in der Kühlung des Blutes durch Verdunstung an den gut durchbluteten, feuchten Schleimhäuten in der trockenen Luft besteht. Die Ockerfärbung des Fells ist bei der westlichen Form weniger intensiv, sie wirkt insgesamt grauer – ein Phänomen, das wir auch an anderen Antilopen mit entsprechender Verbreitung beobachten können, z.B. bei der Elen oder dem Großen Kudu. Dikdiks lieben unterwuchsreiches Waldland und Dickicht auf steinigen oder festen Böden; tiefen Sand oder Feuchtgebiete mögen sie nicht. In der Regenzeit fressen sie zwar auch junges Gras, sind aber eigentlich browser. Für einen Paarhufer eher ungewöhnlich, leben sie monogam und territorial; ein Pärchen besetzt lebenslang ein mit dem Sekret der großen Prä-orbitaldrüsen von beiden Geschlechtern markiertes Revier, das das Männchen nachdrücklich gegen fremde Dikdiks verteidigt. Übrigens: fast alle Formen tragen einen Dedikationsnamen! Kirk's Dikdiks werden in vielen Zoos gezeigt, allein in Deutschland in derzeit in neun Einrichtungen, darunter Berlin (Zoo), Duisburg, Frankfurt und Landau.

JOHN KIRK kam am 19.12.1832 in Angus Barry/Schottland zur Welt und studierte Medizin an der Universität von Edinburgh. Anschließend nahm er am russisch-türkischen Krimkrieg teil, bei dem Großbritannien die Partei der Osmanen ergriffen hatte. Wieder kommt LIVINGSTONE ins Spiel: 1858 begleitete KIRK dessen zweite Expedition als Arzt und Naturwissenschaftler und erreichte mit ihm als erster Europäer den Nyassasee; bei einem Unfall an den Wasserfällen Kebrabassa geriet er unter sein Kanu und wäre um ein Haar ertrunken. Ein großer Teil seiner Sammlungen und der Ausrüstung ging verloren; er konnte immerhin seine wertvollen Tagebücher retten, die vor allem metereologische Beobachtungen enthielten, sowie ganze Reihen von Fotografien – so ziemlich die ersten, die in Zentralafrika entstanden sind. 1863 mußte er sich wegen seines schlechten Gesundheitszustandes von LIVINGSTONE trennen und zurückkehren. 1866 wurde er als Arzt an die diplomatische Vertretung auf der Insel Sansibar gesandt und bald darauf selbst in diplomatischen Dienst übernommen. 1873 stieg er zum Generalkonsul auf und hatte diesen Posten bis 1887 inne. Mit diplomatischem Geschick gelang es ihm, dem Sultan Sansibars ein Sklavenhandelsverbot abzuhandeln. Daneben konnte er den britischen Einfluß auf Wirtschaft und Politik in Ostafrika ausbauen und ins-



Kirks Rüsseldikdik im Waterberg Nationalpark, Namibia

Foto: Gürtler



Sir JOHN KIRK (1832–1922)

Abb.: Wikipedia

besondere den Elfenbeinhandel zu kontrollieren. Längst zum „Sir“ geadelt, kehrte er nach Großbritannien zurück und unterhielt weiterhin enge Beziehungen zu ostafrikanischen Reisenden und Geschäftsleuten. Auch mit LIVINGSTONE stand er in Briefkontakt, wie 12 erhalten gebliebene Schriftstücke zeigen. Am 15.01.1922 starb KIRK hochbetagt; sein Grab liegt in Sevenoaks in der Grafschaft Kent. Zeitlebens war KIRK ein begeisterter Naturkundler. Sein Schwerpunkt war eigentlich Botanik, wo er als ausgewiesener Fachmann galt. So schickte er eine bisher unbekannte Sansevierie (Bogenhanf, *Sansevieria kirkii*) Tansanias an den Botanischen Garten Kew gardens, um deren Fasern auf ihre technische Eignung prüfen zu lassen. Wegen ihrer Festigkeit wurden sie von den Einheimischen als Bogensehne verwendet. Aber nicht nur zahlreiche Pflanzen, sondern auch viele Tiere neben dem Dikdik ehren ihn mit ihrem Artnahmen; der seltenste ist wohl der auf der Insel endemische, von KIRK entdeckte Sansibar-Stummelaffe (*Piliocolobus kirkii*).

Einer Sitatunga-Antilope verdankte ich als junger Tierpfleger vor mehr als 45 Jahren im Zoo Berlin ein unvergessenes Erlebnis – die erste beobachtete Wildtiergeburt (GÜRTLER 2016). Seitdem sind sie mir besonders ans Herz gewachsen, und im Ruhr Zoo im Einverständnis mit HERMANN RUHE III eine Zuchtgruppe von ihnen aufzubauen, die nach 35 Jahren noch floriert und Dutzende von Jungtieren zur Welt gebracht hat, die inzwischen in Zoos in ganz Europa gehalten werden, war mir ein Anliegen und freut mich weiterhin. Heute leben sie in der ZOOM Erlebniswelt, dem Ruhr Zoo-Nachfolger, in Tiergemeinschaft mit Flußpferden und Sattelsörchen, wie man sie gemeinsam am Okavango erleben kann. Den Lebensweg der Stammutter „Carla“ – eines typischen Zootiers – hatte ich im längst verbliebenen Ruhr Zoo-Magazin porträtiert (GÜRTLER 2002). Bei diesen auch Sumpfantilopen oder Wasserkudus genannten Walböcken handelte es sich um die in Menschenhand am weitesten verbreitete westafrikanische Form (*T. s. gratus*) mit ausgeprägtem Geschlechtsdimorphismus in Sachen Fellfärbung, und ich war mir damals nicht der Tatsache bewußt, daß Sitatungas auch anders aussehen können. Sie leben sehr heimlich und gehören zu den schreckhaftesten Antilopen, auch wenn sie, wie in Gelsenkirchen in vierter, fünfter, sechster Zoogeneration, ihre Scheu weitgehend abgelegt zu haben scheinen, konnte ich mich doch zum Fotografieren zwanglos auf der Außenanlage unter das zeitweise fast doppeldutzendköpfige Rudel mischen. Da meist in Trockengebieten Afrikas unterwegs, habe ich sie wildlebend auf mehr als 20 Afrikafahrten erst ein einziges Mal zu Gesicht bekommen (GÜRTLER 2017), und da ausgerechnet die kaum bekannte

Zambesi-Sitatungaantilope (*Tragelaphus spekii selousi*).

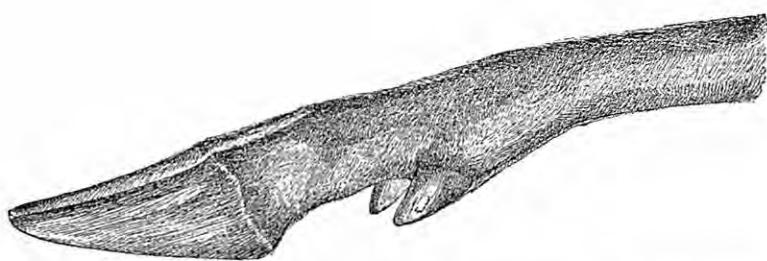
Im Okavangodelta warten zahlreiche Camps auf Touristen; eines davon, Drotsky's cabins am Westufer, liegt ziemlich weit nördlich bei Shakawe nahe der Grenze zu Namibia, wo der Okavango noch ein Fluß mit leichter Strömung ist. Die Ufer sind allerdings schon großflächig mit einem undurchdringlichen Dickicht aus Ried, Papyrus und Schilf bestanden, in welches das Camp hineingesetzt ist. Eine Holzplattform ragt direkt am Fluß weit über dieses Halmgewirr hinaus. Wäh-



Zambesi-Sitatungaantilope am Okavango/Botswana

Foto: Gürtler

rend wir auf diesem Deck im Licht der untergehenden Sonne Weißstirnspinte (*Merops bullockoides*) beim Libellenfang beobachteten, trat unten auf einer kleinen Lichtung im Ried eine mittelgroße Antilope vorsichtig sichernd ins Freie. Ihr bitterschokoladenfarbenes Fell glich dem männlicher Sitatungas oder Nyalas, hatte aber, außer im Gesicht und am Hals, keine weißen Abzeichen – und das Tier trug keine Hörner, war also jedenfalls ein Weibchen! Der ganze Habitus, die Bewegungen, das scheue Gebaren waren so eindeutig Sitatunga, daß es keinen Zweifel gab: es mußte sich um die seltene Unterart *T. s. selousi* handeln! Ich ließ den angehaltenen Atem frei, als sie begann, den Papyrus zu äsen, und kurz nach ihr betrat ein weiteres, kleineres Weibchen diese natürliche Bühne, vielleicht eine ältere Tochter. Die rasch fallende Dämmerung Afrikas beendete die Beobachtung, die sich nicht wiederholen ließ. „Sitatunga“ nennen sie die hiesigen Einheimischen an Okavango und Zambezi. Was die deutschen Bezeichnungen vermuten lassen – eine amphibische Lebensweise –, wird durch weitere Merkmale bestätigt: das lange, ölig-strähnige Fell schützt Sitatungas davor, im Wasser bis auf die Haut naß zu werden; die extrem langen, weit spreizbaren Zehen (wir konnten in Gelsenkirchen einmal nur mit Mühe einen übereifrigen Vertretungstierarzt daran hindern, diese „krankhaft ausgewachsenen Klauen“ zu kürzen!) verhindern das Einsinken auf morastigem Grund, und die Sitatunga ist wohl die einzige Antilope, die ins Wasser flieht und sogar taucht. Fotos der *selousi*-Form sind selten und nicht mal in der Zootierliste, und selten war sie stets in Menschenhand:



Outer view of the right foot of Selous's Sitatunga. $\frac{1}{3}$ nat. size.

Typische Zehenbildung der Sitatunga

aus: Selater and Thomas, 1894–1900

Aktuell gibt es in Europa keine Haltung, und auch historisch ist sie nur für Halle und Antwerpen/Planckendael in Belgien gelistet. Die Nominatform *T. s. spekii* ist die ostafrikanische, entdeckt von **JOHN HANNING SPEKE**, als er mit JAMES AUGUSTUS GRANT auf der Suche nach den Nilquellen 1862 am Victoriasee weilte (GÜRTLER 1997). Eine doppelte Dedikation! Und wer war dieser SELOUS?

FREDERICK COURTENEY SELOUS, geboren am 31.12.1851 in London, war schon als Jugendlicher naturbegeistert und träumte, angeregt von LIVINGSTONES ersten Berichten, früh von Afrika. Sein Vater stammte aus einer alten Hugenottenfamilie, die wie viele andere im 17. Jahrhundert aus Frankreich fliehen mußte. Mit 19 Jahren ging SELOUS nach Kapstadt, damals Ausgangspunkt für viele Expeditionen. Zunächst weilte er im Matabeleland im südlichen Rhodesien und bereiste die unbekannten Regionen zwischen Transvaal und dem südlichen Kongobecken. Seine Naturbegeisterung äußerte sich in der damals üblichen Attitüde: er war ein riesengroßer Großwildjäger, ein wahrer Nimrod vor dem Herrn, der seine Passion nach eigenen Worten als Sport betrieb. Sein Werk „a Hunter's Wanderings in Africa“ (1881) zeugt zwar von vielen naturkundlichen Beobachtungen, er wußte auch vieles über die Sitatunga. Außerdem lieferte er genaue Beschreibungen und Skizzen der von ihm erlegten Tiere. Vor allem aber liest es sich als Abenteuerbuch mit zahlreichen Jagdanekdoten. Detailverliebt führte er im Anhang seine monatlichen Abschüsse auf, nach Arten aufgeschlüsselt, z.B. im September 1879: 5 Elefanten, 5 Kaffernbüffel, 8 Steppenzebras, je 1 Lechwe, Riedbock, Löwin. Auch Nashörner, Giraffen, Flußpferde fielen ihm regelmäßig zum Opfer. In den vier Jahren zwischen dem 1.1.1877 und dem 31.12.1880 kommt er allein auf 548 erlegte Großsäuger. Mit dem Verkauf von Elfenbein und präparierten Tieren verdiente er seinen Lebensunterhalt und belieferte Museen und Privatsammler mit Schmetterlingen und anderen Exoten.

1890 trat SELOUS als Führer in die Dienste der British South Africa Company, nahm an zwei Matabelefeldzügen zur Eroberung Rhodesiens teil und hatte schließlich eine Offiziersstelle im Stab von CECIL RHODES inne. Später ging er



FREDERICK COURTNEY SELOUS (1851–1917)

Abb.: aus Selous 1881

zeitweise nach England zurück, wo er mit seiner Frau GLADYS zwei Söhne hatte. 1909 folgte er jedoch einem verlockenden Angebot, das ihn wieder nach Afrika führte: Der Präsident der USA, THEODORE ROOSEVELT, ernannte ihn zum Leiter seiner Jagdexpedition, wohl der größten Safari aller Zeiten, an der 300 Personen teilnahmen. Das dürfte ein gewaltiges Gemetzel gewesen sein: Allein ROOSEVELT und sein Sohn KERMIT schossen dabei über 500 Tiere. Ich erspare Ihnen einen Kommentar! Ein letztes Mal zog es SELOUS im Ersten Weltkrieg nach Afrika, als Briten und Deutsche in Ostafrika um Kolonialbesitz gegeneinander kämpften. Er hatte sich freiwillig – mit 64 Jahren! – zum Kriegsdienst gemeldet und geriet am 4.1.1917 in einen Hinterhalt der Deutschen unter dem Kommando von PAUL VON LETTOW-VORBECK, der ihn erkannte und eigentlich verschonen und nur gefangen nehmen wollte. Einer seiner Scharfschützen kam ihm zuvor.

SELOUS war sicherlich ein berühmter und tapferer Mann seiner Zeit, und das Selous Game Reserve in Tansania an der Grenze zu Zimbabwe, heute das größte in ganz Afrika, trägt seinen Namen – augenfälliger als die Zambezi-Sitatunga, der er ein ganzes Kapitel widmet und deren Scheu er mehrfach beklagt: mit dem Gewehr vom Kanu aus, wie er es von anderen Tieren gewohnt war, hatte er keinen Jagderfolg. Die Einheimischen, die er oft verächtlich als „armselige Kreaturen“ beschreibt, waren geschickter: sie erlegten das abgetauchte Tier mit Speeren. Er bekam von ihnen lediglich ein paar Felle und fand einen toten, im Rivalenkampf umgekommenen Bock, von dem er Lauf und Gehörn sicherte und an das private Museum Tring in Hertfordshire sandte, wo der zoologiebegeisterte Besitzer, **BARON WALTER ROTHSCHILD** (GÜRTLER 1997), die Unterartbenennung nach ihm vornahm. Auch eine Zebra-Unterart trägt seinen Namen. SELOUS' Grab im Selous-Reservat kann noch heute besucht werden: es liegt in der Nähe des Beha-Beha-Camps, wo er den Tod fand. Dem Reservat selbst nützt seine Abgeschiedenheit nicht, denn gerade deswegen ist es schwer zu kontrollieren, und Wilderei ist verbreitet.

Unterwegs in Südwestangola (GÜRTLER 2010) wurde ich in größeren Ortschaften wie Namibe, Tombua oder Lubango mehrfach mit Werbung konfrontiert, die sich der *Palanca negra gigante* bediente; auch ein Hotel in Humpata machte mit ihr auf sich aufmerksam – der Riesenrappenantilope. Ich wußte zwar von ihr, hatte aber

Werbung mit der Riesenrappenantilope für ein Hotel in Humpata, Angola

Foto: Gürtler



damals keine Ahnung, ob an den Geschichten über die Wiederentdeckung etwas dran war. Es erinnert mich jedenfalls, ein bißchen peinlich berührt, zunächst an den Beutelwolf Tasmaniens, der sich auch erst dann gesteigerter Wertschätzung und der Verwendung in Bier- und anderer Reklame erfreuen durfte, als er als ausgerottet galt. Dies scheint in unserer entwickelten Gesellschaft ein Kriterium zu sein, als Art endlich ernst genommen zu werden! Nun also: die

Riesenrappenantilope (*Hippotragus niger variani*)

Rappenantilopen gehören zu einer der schönsten Gattungsgruppen der Paarhufer, den Pferdeböcken, die uns auch so prächtige Hornträger wie Oryx oder Addax beschert. Wie der Name vermuten läßt, schimmert das Fell der Böcke tief schwarz, das der Weibchen kastanienbraun. Der Bauch, der rückwärtige Spiegel und die Gesichtszeichnung sind cremefarben. Leider heißt sie im Englischen Sable Antelope, was häufig zu Konfusion Anlaß gibt, denn „unsere“ Säbelantilope ist eine Oryx (*O. dammah*). Der Säbel bezieht sich auf die bis zu einem Viertelkreis gebogenen, geriffelten Hörner, die beide Geschlechter aufweisen, die Weibchen in etwas schwächerer Form. Rappenantilopen leben im südlichen Afrika, die Nominatform im Zentrum von Namibia bis Mozambique, ROOSEVELTS Form (*H. n. roosevelti*) in Ostafrika in Kenia und Tansania. Die Riesenrappenantilope dagegen hat ein isoliertes, winziges Vorkommen in Zentralangola und galt in Folge des fast 30 Jahre währenden Bürgerkriegs zumindest als verschollen. Weitere früher beschriebene Unterarten werden heute in der Regel der Nominatform zugestellt. Die Riesenrappenantilope, der nach genetischen Untersuchungen der Status eines eigenen, endemischen Taxons zugesprochen werden kann, wurde erst spät entdeckt: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts glaubte man, so ziemlich alles zu kennen, was Afrika an Jagd(!)wild bereithielt, und Meldungen über eine Rappenantilope, die statt der bekannten maximalen Hornlänge von 100 cm bis zu mehr als 160 cm und eine abweichende helle Gesichtszeichnung aufweisen sollte, wurden für Jägerlatein gehalten. Schon SELOUS (s.o.) hatte ein einzelnes derartiges Horn in einem Museum in Florenz gesehen, dessen Herkunft heute dem Botaniker FRIEDRICH WELWITSCH (GÜRTLER 2019c) zugeschrieben wird (HUNTLEY et al. 2019). In Angola verwehrten SELOUS feindliche Einwohner aber den Zugang zum vermuteten Herkunftsgebiet. Die Art an sich war damals längst bekannt, nicht nur aus Museen und Trophäensammlungen. SCLATER & THOMAS (1894–1900) widmen ihr ein Kapitel und lassen uns auch wissen, daß „im Februar 1895 ein schönes Paar von der Firma REICHE (einem Vorläufer der Fa. RUHE/Alfeld!) an den Zoo in London geliefert wurde und sich bester Verfassung erfreut“. Sie kannten aber die Riesenrappenantilope noch nicht. LIVINGSTONE, der eine Reise in Luanda begann und ihr Gebiet streifte, sah sie ebenfalls nicht, sonst hätte er sie erwähnt, so wenig wie SERPA PINTO, ein portugiesischer Entdecker. „Giant“ ist im Übrigen das Gehörn – die Körpermaße liegen eher etwas niedriger.

Der erste „weiße“ Anblick blieb Anfang des 20. Jahrhunderts FRANCIS VARIAN (WALKER 2002) vorbehalten. Selbst Jäger, erkannte er ihre Besonderheit und Seltenheit und konnte den Gouverneur JOAO NORTON DE MATTOS 1912 über-



HENRY FRANCIS „FRANK“ VARIAN (1876–1957)

Abb.: aus Varian 1953

zeugen, sie als „royal game“ und auch ihr Vorkommensgebiet unter Schutz zu stellen, zumal nun die „Dorslandtrekker“, vor den das Kapland requirierenden Engländern ausweichende Buren, auf der Suche nach Siedlungsraum die Kalahari („Durstland“) durchquert hatten, in Angola angekommen waren und sich bei Humpata (westlich davon gibt es übrigens ein Dorf namens Palanca!) ansiedelten. Die Buren galten als exzessive Jäger, die zur Ausrottungsgeschichte südafrikanischer Fauna bereits einiges (u.a. Blaurock und Quagga, beinahe auch Kap-Bergzebra, Bleß- und Springbock) beigetragen hatten. **MARTIN CARL HINRICH LICHTENSTEIN**, zoologischer Gründer und erster Direktor des Zoologischen Gartens Berlin, erlebte dies während eines Südafrika-Aufenthaltes 1802 bis 1806 mit eigenen Augen am Beispiel des Quaggas (OPPERMANN 1994). Allerdings wurden nun international die Trophäenjäger schnell auf die Riesenrappenantilope auf-

merksam – man braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, was das bedeutet. In den 50er Jahren wurde im Norden Angolas neben einer in Luando eine weitere Population im Cagandala-Gebiet nördlich des Luandoflusses bekannt. Die lokal ansässigen Kimbundu, denen sie als eine Art „Totemtier“ galt, hatten diesen Bestand nie bejagt und jahrzehntelang geheim halten können. Die in den 60er Jahren hier eingerichteten Schutzgebiete wurden nach Eintritt in die Unabhängigkeit aufgegeben. Trotzdem galt die Unterart zunächst noch als ausreichend stabil und wurde auf 2.000 Angehörige geschätzt. RICHARD ESTES, ein weltweit geachteter Fachmann für afrikanische Großsäuger und Vorsitzender der IUCN Antelope Specialist Group, konnte sie 1982 im Cagandala-Nationalpark studieren und fotografieren – die letzten Nachweise, denn während des Bürgerkrieges, der die Bestände von Elefanten, Nashörnern, Büffeln und anderen z.T. bis auf Null

In seinen Memoiren bildet VARIAN die Riesenrappenantilope mehrfach ab.





PEDRO VAZ PINTO mit zur Besenderung betäubter Riesenrappenantilope

Foto: Pedro Vaz Pinto, aus Frost 2014

reduzierte, konnte niemand in die abgeschiedenen Rückzugsgebiete der *Palanca negra gigante* vordringen; ihre Ausrottung galt als fast sicher, zumal es nirgends auf der Welt ein Exemplar in Menschenhand gab.

Ab 2002 gab es mündliche Hin-, aber noch keine glaubhaften Nachweise auf Überlebende. Erst 2004 gelang es einem Forschungsteam, verdächtige Kotproben zu sammeln und untersuchen zu lassen: am Berliner Institut für Zoo- und Wildtierforschung (IZW), wo man mit DNA-Tests an anderen Rappenantilopenformen Erfahrung hatte. Tatsächlich ließen sich zwei Proben zweifelsfrei der Riesenrappenantilope zuordnen (PITRA et al. 2006). Inzwischen waren auch Bilder von automatischen Kameras aufgenommen worden. Damit war endlich eine kleine Gruppe in dem völlig abgelegenen Gebiet lokalisiert worden. Es zeigte sich jedoch, daß bei dem beobachteten Rudel in Cagandala kein Zuchtbock war; stattdessen hatte ein Bock der nahe verwandten Pferdeantilope diese Weibchen übernommen, so daß es bis 2008 zu mehreren Arten(!)mischlingen kam, die sich allem Anschein nach auch noch als fruchtbar erwiesen. Der angolanische Biologe PEDRO VAZ PINTO hat in Lissabon studiert, ist Umweltberater und fungiert als Leiter des Giant Sable Conservation Project. Es gelang ihm im folgenden Jahr, die Cagandala-Gruppe zusammen mit einem „richtigen“ Bock zu fangen und in ein großes Gehege zu überführen, wo unter kontrollierten Bedingungen tatsächlich ein regelmäßiger Zuchterfolg einsetzte. Die Rettung derart dezimierter Arten

funktioniert nicht ohne Haltungserfolge! Die letzte Meldung von PINTO (2017) ist den Mitteilungen der Zoologischen Gesellschaft für Arten- und Populations-schutz e.V. (ZGAP) zu entnehmen, deren Logo auch die Riesenrappenantilope ist: Unter Mithilfe der angolanischen Luftwaffe wurde ein Zensus aus der Luft sowie eine weitere Fangaktion durchgeführt. Dabei wurden insgesamt 21 Tiere mit Sendern versehen. Die Cagandala-Population lebt weiterhin fast ausschließlich im großräumigen Gehege und ist kontrollierbar, obwohl aus dem Gehegezaun hergestellte Wilderer-schlingen gefunden wurden. In Luando konnten insgesamt fünf Herden festgestellt werden, von denen eine sogar 31 Tiere umfaßte, die anderen 26, 21, 19 und 18 (ohne die territorialen Böcke). Auch hier wurden bei über 20% der für das Anlegen von Sendern narkotisierten Individuen Spuren von Schlingen festgestellt oder mußten gar Schlingen entfernt werden. Die Kooperation von Armee, Umweltministerium und der lokalen Verwaltung erwies sich als erfolgreich, zumal vor allem das Militär sich seiner Rolle beim Schutz des National-symbols sehr bewußt und bereit ist, die resolute Durchsetzung von Schutzbestimmungen im Kampf mit Wilderern aufzunehmen. Insgesamt eine aufwendige, aber Hoffnung machende Methode, eine Art zu erhalten, die allerdings das Glück hat, als Symbol für „Heimat“ zu gelten. Sie zeigt auch, daß die Auseinandersetzung mit Wilderern und ihren Hintermännern beim Kampf um die Rettung von Tierarten mit Fug und Recht als „Krieg“ geführt werden muß, soll sie Erfolg haben. Botsuana führt diesen Krieg mit Militäreinsatz auch für Nashörner, und auch in Namibia ließ sich „Save the Rhino“ von Koos VERWEY, einem ehemaligen Militärangehörigen, beraten. Wer aber war VARIAN, der wohl den Keim für diese Geschichte gesät hat?

HENRY FRANCIS (FRANK) VARIAN kam 1876 in Ceylon als Sohn eines irisch-stämmigen Forstbeamten zur Welt. Der Vater war gleichzeitig Großwildjäger und starb, als FRANK sechs Jahre alt war, „principally from the effects of various too close encounters with elephants and buffalo“, wie er später selbst (VARIAN 1953) berichtet. 1882 kehrte die Familie nach England zurück, und er wuchs mit Jagdtrophäen und -geschichten auf. VARIAN studierte zunächst Ingenieurswesen, mußte aber aus Geldmangel das Studium abbrechen. Eigentlich war Asien weiterhin Ziel der Träume, aber er ließ sich 1898 von Freunden, die die aufblühende Kolonie Südrhodesien favorisierten, zur Begleitung überreden. Nach über einem Jahr Leben im Busch traf er den Chef der Mashonaland-Eisenbahngesellschaft auf einer Party, der ihn für den nächsten Morgen engagierte – Beginn einer 30jährigen Tätigkeit für ein Verkehrsmittel, das endgültig zur raschen Erschließung Afrikas führen sollte: sein Einfluß auf die Beförderung von Personen und Gütern, die bisher auf einheimische Träger und später im südlichen Afrika auf Ochsen-wagen angewiesen war, kann gar nicht überschätzt werden. Unter den damaligen Voraussetzungen stellte der Eisenbahnbau auch eine enorme technische und logistische Herausforderung dar. VARIAN stieg zum leitenden Ingenieur der Benguela-Bahnlinie von Lobito an der Küste zur Kongogrenze tief im Osten Angolas auf. Sie fand dort Anschluß an das Katanga-Gebiet, reich an Kupfer und anderen Bodenschätzten. Auch CECIL RHODES lernte er kennen, der von einer Bahnlinie

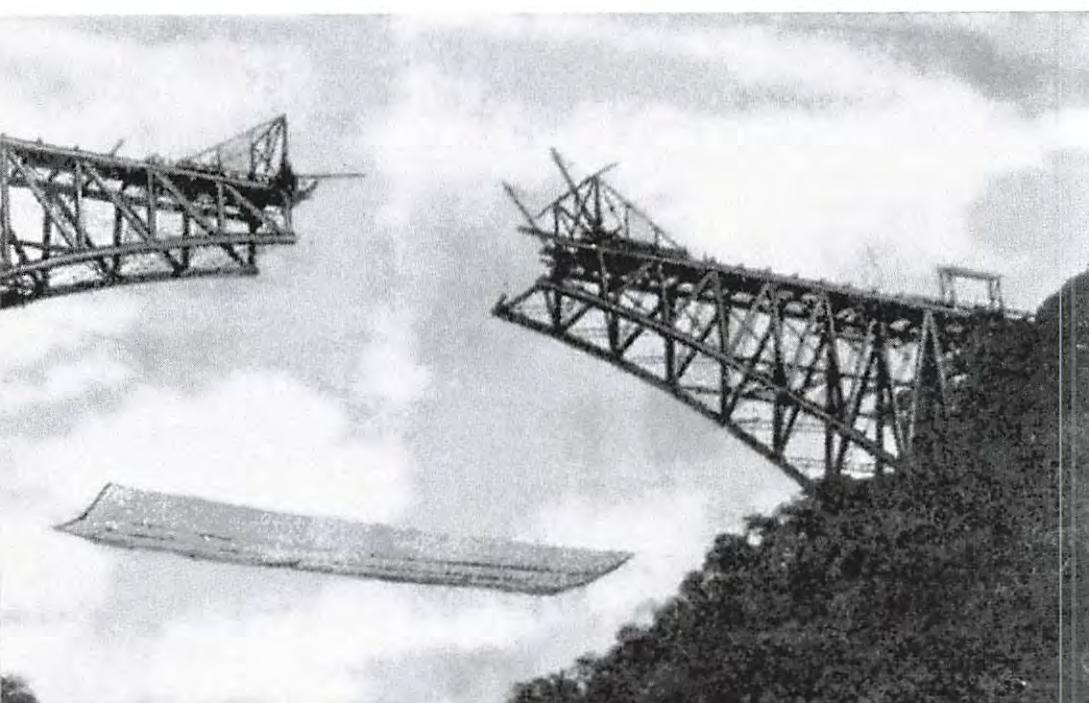


Die berühmte Eisenbrücke an den Victoriafällen verbindet Zimbabwe (oben) mit Zambia; in der Ferne das Städtchen Victoria Falls

Foto: Gürtler

An der Konstruktion der Eisenbahnbrücke über den Zambezi war FRANK VARIAN beteiligt

aus: Roberts 2018





Die berühmte Brücke wird 2016 überholt

Foto: Gürler

von Kairo nach Kapstadt träumte. Der holte VARIAN in das Team, das – als Teilstück – mit der Konstruktion der berühmten Bogenbrücke über den Zambezi bei den Victoriafällen beauftragt war, die noch heute Zambia mit Zimbabwe verbindet (ROBERTS 2018). Daneben war VARIAN natürlich auch Jäger, der Wild zur Ernährung seiner Mitarbeiter schoß, genauso wie Löwen, Krokodile oder Flusspferde, die den Nachschub von Material in die entlegenen Gebiete gefährdeten. Außerdem war er ein enthusiastischer Naturkundeamateur, der Berichte über seine Beobachtungen aus den damals unbekannten Landstrichen nach London sandte, wo sie in dem Magazin „The Field“ veröffentlicht wurden. In diesem Zusammenhang meldete er 1909 das ungewöhnlich große Gehörn einer Rappenantilope von 54 ½ inch (gut 138 cm), die ein Mr. BROWN vor drei Jahren erlegt haben sollte. Dies wurde von einem Mr. MANNLICHER angezweifelt, und es entspann sich ein unerfreulicher öffentlicher Briefwechsel, der ihn tief getroffen haben mußte. Erst 1914 gelang es VARIAN, das Gehörn eines Bocks und eines Weibchens nach London an das Naturkundemuseum zu schicken, wo ihm kein geringerer als OLDFIELD THOMAS, einer der Autoren des Book of Antelopes, bestätigte, eine neue Unterart der Rappenantilope entdeckt zu haben, die er auch nach ihm benannte. Damit war die Glaubwürdigkeit VARIANS endgültig wiederhergestellt. Ein Jäger namens GILBERT BLAINE schaffte es 1919, ein halbes Dutzend Riesenrappenantilopen zu erledigen und die Trophäen THOMAS zukommen zu lassen, und damit war das Thema vorerst vom Tisch.



Ursprünglich war Reisen in Afrika nur mit einer Trägerkolonne möglich

Abb.: aus Varian 1953

Der Bau von Eisenbahnen beschleunigte die Erschließung Afrikas wesentlich

Abb.: aus Varian 1953





Im südlichen Afrika waren im 18. und 19. Jahrhundert Ochsengespanne üblich

Abb.: aus Varian 1953

VARIAN mußte für England am Ersten Weltkrieg teilnehmen und kam in Frankreich zum Einsatz, wo er verwundet und in Rouen im Hospital gepflegt wurde. 1919 kehrte er nach Afrika in den Bahndienst zurück und lebte mit seiner Frau in Huambo im westlichen Angola. Schließlich beteiligte er sich auch noch an der Konzeption der Uganda-Bahnlinie, die sogar als „Varians Linie“ in die Eisenbahngeschichte eingegangen ist. Seinen Lebensabend verbrachte er in Kapstadt und veröffentlichte 1953 seine Memoiren, in dem er auch ein Kapitel dem game und den Jagdbenteuern widmet; vom südlichen Afrika konnte er sich bis zum Schluß nicht trennen.

Nun sind wir gewissermaßen bis in die Spitzengruppe der Großäuger vorgestoßen, was nicht nur die Kenntnisnahme im 20. Jahrhundert, sondern auch die Glaubhaftigkeit erster Meldungen angeht. Spät der Kryptozoologie entkommen ist auch die „Urwaldgiraffe“, das

Okapi (*Okapia johnstoni*),

1901 zwar immerhin schon als „neue Zebraart aus dem Semlikiwald“ von SCLATER (GIJZEN 1959) beschrieben, aber nur vom Hörensagen. Verschiedentlich waren gestreifte Fellstücke eines unbekannten Tieres aus dem Besitz der Pygmäen aufgetaucht, die den Zebraverdacht zu unterstützen schienen. JOHNSTON, britischer Kommissar und Generalkonsul des damaligen Protektorates Uganda, hatte welche zur Untersuchung nach London geschickt. Frühere Legenden sprachen sogar noch von einem Einhorn, und HENRY MORTON STANLEY, der nach dem Zusammentreffen mit LIVINGSTONE den Kongo-Regenwald durchquerte, gab 1890 einen erst später verstandenen Hinweis: „The Wambutti (später GRZIMEKS Bambuti) knew a donkey and called it ‚atti‘. They say that they sometimes catch them in pits. What they can find that they eat is a wonder. They eat leaves.“ Das führte kurz auf eine doppelt falsche Fährte, sind doch moderne Esel und Zebras, wie andere Pferdeartige, nicht folio-, sondern herbivor. Schon kamen Hipparrison-Theorien auf, von einem dreizehigen, seit Millionen von Jahren ausgestorbenen blattfressenden Pferdevorfahren. Solche Fellstücke kannte schon GEORG SCHWEINFURTH, der 1863–66 im Kongo unterwegs war und



Okapibulle „Patrick“ im Zoo Berlin

Foto: Blaszkiewitz

als erster Weißer Pygmäen sah. Es blieb HARRY JOHNSTON vorbehalten, Licht in dieses Dunkel zu bringen: Offiziere der belgischen Kolonialarmee aus dem benachbarten Kongo überließen ihm ein Fell und zwei Schädel, die noch 1901 in London umgehend als von Angehörigen der Familie *Giraffidae* stammend klassifiziert werden konnten. So hat das männliche Okapi u.a. zwei von Fell überzogene Knochenzapfen, wie sie sonst nur Giraffen eigen sind.

Auch auf dem Festland sprach sich diese Entdeckung schnell herum, und **ADOLF FRIEDRICH HERZOG ZU MECKLENBURG** (GÜRTLER 2018) ließ es sich nicht nehmen, in seinem Reisewerk „Ins innerste Afrika“ (1909) Okapifelle abzubilden, zusammen mit dem Bild eines Okapis im Lebensraum aus der Hand des berühmten Tiermalers WILHELM KUHNERT. Er hielt es noch für eine Antilope und bedauerte, trotz tagelanger Aufenthaltes bei den Pygmäen keins zu Gesicht bekommen zu haben. Das erste lebende Okapi, ein junges Weibchen, gelangte 1919 nach Belgien und wurde im Zoo von Antwerpen der staunenden Öffentlichkeit gezeigt; es überlebte keine zwei Monate. Nach Deutschland wurde es 1954 erstmals importiert, von BERNHARD GRZIMEK in den Frankfurter Zoo, wo 1960 schließlich auch die deutsche Erstzucht gelang. In Europa und Nordamerika gibt es heute ca. 40 Zoos mit Okapihaltung, bei uns außer Frankfurt in Berlin, Köln, Leipzig, Stuttgart und Wuppertal. Wie bei vielen meiner Generation war es GRZIMEK (1959), der meine Aufmerksamkeit auf das Okapi lenkte; ich habe als Kind „Kein Platz für wilde Tiere“ verschlungen und das erste Tier im



Sir HENRY HAMILTON „HARRY“ JOHNSTON (1858–1927)

Abb.: Wikipedia

Berliner Zoo später nahezu angebetet! Der Okapibulle „Patrick“ im Nashornhaus, an dessen Pflege ich hin und wieder in den 70ern beteiligt sein durfte, schien mir in mancherlei Hinsicht so fremd, so geheimnisvoll, im Ausdruck des Verhaltens schwer interpretierbar, wenn er einen mit „zwinkerfreiem“ Blick musterte – eine Herausforderung, wenn man so kommunikative, zugewandte Pfleglinge wie Elefanten oder Carnivoren gewohnt war. Ich werde weder die Berührung des Fells – glatter, straff gespannter Samt umschloß einen festen, ungeahnt muskulösen Leib – noch seinen süßlichen, an Honig erinnernden Geruch je vergessen! Und nun die übliche Frage: wer war dieser JOHNSTON?

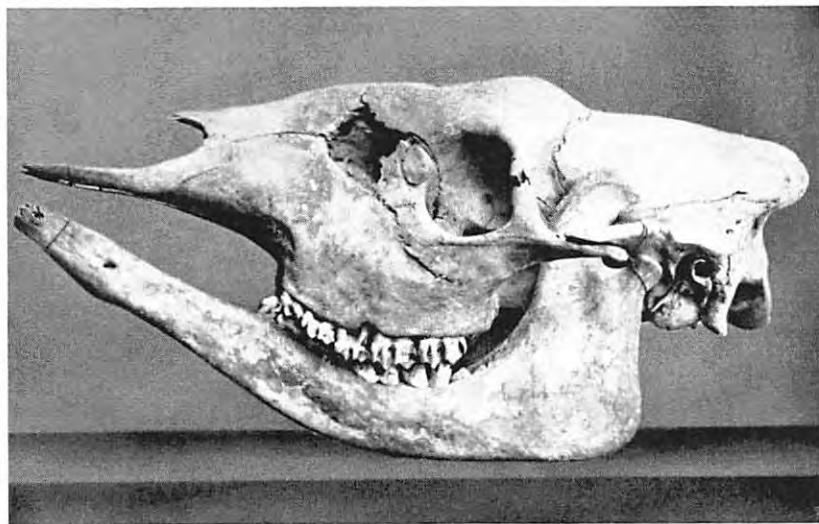


Abbildung von Okapifellen – links oben auch ein Bongo!

aus: Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1909

Der Schädel des Okapis – hier fällt die Nähe zur Giraffe besonders ins Auge

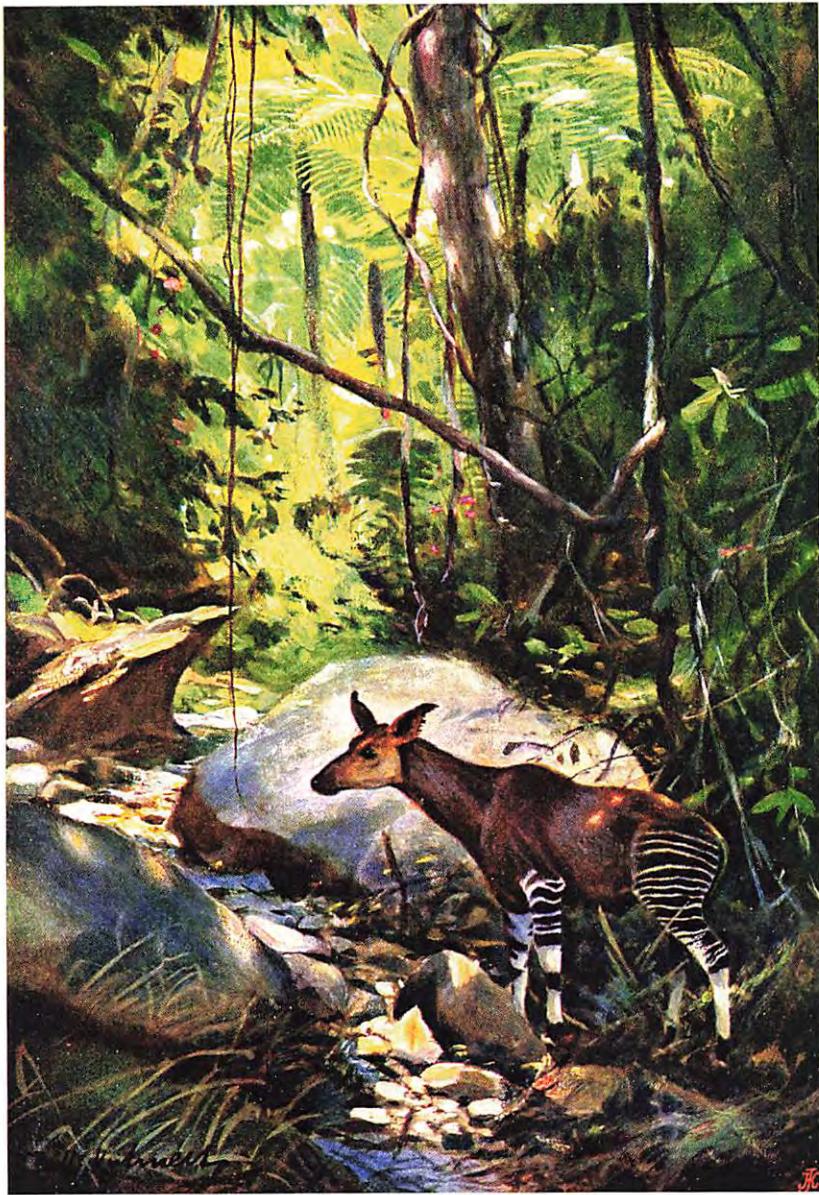
aus: Adolf Friedrich zu Mecklenburg, 1909



Sir HENRY HAMILTON „HARRY“ JOHNSTON wurde am 12.06.1858 in London geboren. Nach dem Besuch der Stockwell Grammar School schrieb er sich am King's College London ein. Zunächst studierte er dort Zoologie und Fremdsprachen, wechselte dann aber für ein Zeichenstudium nach Frankreich – für einen Naturkundler noch heute eine gute Kombination! Außerdem war wohl die Lust am Reisen eine Triebfeder: anschließend verbrachte er einige Zeit in Spanien und Portugal, bevor er sich 1882 einer Expedition des EARL OF MAYO ins südliche Westafrika anschloß: es ging nach Angola, zunächst in das schon mehrfach genannte Mossamedes und nach Humpata, später auch den Kunene flußaufwärts, den Grenzfluß zum heutigen Namibia, jedenfalls, soweit es die zahlreichen Stromschnellen zuließen. Auch der Kongofluß wurde bis zum Stanley-pool befahren, wo er mit STANLEY zusammentraf, der ihn stark beeindruckte. Zwei Jahre später erhielt er von der Royal Geographical Society den Auftrag zu einer eigenen Afrikafahrt, diesmal nach Ostafrika: Er sollte Fauna und Flora des Kilimandscharogebiets untersuchen. Dabei erstieg er den 5.895 m hohen Kibo, Nachbargipfel des Kilimandscharo, bis in 5.090 m Höhe. Hier stand er in offener Konkurrenz zu den Deutschen, die ebenfalls in Ostafrika Fuß zu fassen trachteten. Schon mit 27 Jahren trat er den Posten des Vizekonsuls in Kamerun und dem öbreichen Nigerdelta an, bis die Deutschen auch Kamerun als Kolonie proklamierten, und übernahm 1889 die gleiche Position in Mozambique, um – am Ende vergeblich – die Inbesitznahme durch die Portugiesen zu verhindern. Nur zwei Jahre später wurde er Britischer Kommissar für Zentralafrika. Die Zugehörigkeit des rohstoffreichen Katanga-Gebiets zur belgischen Kolonie Kongo hielt er für hinreichend ungeklärt, um sie im Auftrag von CECIL RHODES für England zu beanspruchen. Dieser Konflikt konnte erst 1894 durch einen Vertrag zwischen Belgien und England beigelegt werden.

Schon hier wurde JOHNSTON erstmals auf einen äußerst seltenen, zurückgezogen im Urwald lebenden Großsäuger aufmerksam gemacht, der sein Interesse als ausgebildeter Zoologe erwecken mußte. 1897 wurde er jedoch zunächst zum Generalkonsul von Tunis ernannt, und schließlich 1899 zum Kommissar und Generalkonsul des neuen Protektorats Uganda berufen – eine Art „afrikanische Allzweckwaffe“, die zwar nirgends lange, offenbar aber überall hoch zufriedenstellend wirkte. Dabei kam ihm seine Gewandtheit im Erlernen von Fremdsprachen zugute, denn er lernte auch in Afrika überall rasch, mit den Einwohnern zu kommunizieren. Auch in Uganda blieb er nur für drei Jahre tätig, erkundete aber u.a. den Ruwenzori, den er bis 3.500 m Höhe bestieg. Erst jetzt konnte er sich auch wieder mit dem geheimnisvollen Tier beschäftigen und nahm deshalb Kontakt zur benachbarten belgischen Besatzung auf; die Entdeckung nahm ihren Lauf, und das Ergebnis ist bekannt. Im Ergebnis wurde er, zurück in England, 1901 zum „Sir“ geadelt, wurde Ratsmitglied der Zoological Society of London, erhielt die Livingstone-Ehrenmedaille der Scottish Geographical Society und im Mai 1902 die Ehrendoktorwürde der Universität Cambridge.

1902 beendete HARRY JOHNSTON seine Arbeit in Afrika und versuchte in England, auf politischer Ebene zu reüssieren, unterlag aber bei zwei Wahlen seinen



Okapi in seinem Lebensraum, Darstellung von WILHELM KUHNERT

aus: Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1909

Gegenkandidaten. Auch sein Privatleben war nicht nur glücklich: seine beiden Zwillingssöhne starben kurz nach der Geburt, und er hatte keine weiteren Kinder. Nach einer langen Phase als Privatier hatte er 1925 zwei Schlaganfälle, von denen er sich nicht mehr richtig erholte, und starb am 31.7.1927 in Nottinghamshire. Er hat aber in dieser Zeit mehr als 40 Werke veröffentlicht, darunter auch Novellen, aber vor allem über seine Erfahrungen in Afrika, so auch *The Uganda Protectorate* (1902), in dem er über sein Suchen und Finden des Okapis berichtet. Er war ein umtriebiger, vielfältig begabter Mann, in mancherlei Hinsicht „modern“, auch in seinem Umgang mit Afrikanern, er war kein Großwildjäger im herkömmlichen Sinn, er war der Natur, Landschaften, Fauna, Flora und den Menschen von Herzen zugetan – und damit des Okapis würdig!

Waren es vorher schon mal die Primaten, so sind es diesmal Huftiere, die sich unverstehens zum Säugetierschwerpunkt ausgewachsen haben. Begeisterung für die Paarhuervielfalt mag sich Manchem vielleicht nicht auf Anhieb erschließen; ich verdanke sie einerseits auch der Tätigkeit für die Fa. RUHE/Alfeld. Deren letzter Inhaber, HERMANN RUHE III, gab unumwunden zu, daß er eine besondere Vorliebe für Antilopen empfand, die er in seinen tiergärtnerischen Einrichtungen in großer Vielfalt (siehe Puku!) vorhielt, und über die er mehrmals in Bezug auf Haltungserfahrungen auch im „Zoologischen Garten“ berichtete (z.B. RUHE 1970). Andererseits stammt die Begeisterung – und das haben wir vielleicht gemeinsam – von der intensiven Beschäftigung mit Afrika. Ein Dikdik, eine Sitatunga, eine Rappenantilope: Sie symbolisieren für mich den berauschen Reiz, den dieser Kontinent noch immer, durch all' die menschengemachten Wechselfälle der Zeitalter hindurch, auf mich ausübt. Ich habe versucht, ihnen ein wenig ihrer Geschichte zurückzugeben. Das ist ja nicht nur ihre Biologie – die ist anderswo besser und ausführlicher beschrieben, sondern das, was uns untrennbar miteinander verbindet. Mag auch unsere Rolle dabei meistens zweifelhaft sein – wir gehören zusammen, so empfinde ich es!

Schrifttum

- ADOLF FRIEDRICH HERZOG ZU MECKLENBURG (1909): *Ins innerste Afrika*. Verlag von P.E. Lindner, Leipzig
- BARRET, P. & GIORDANI, F. (2017): Inside Doctor LIVINGSTONE: a Scottish icon's encounter with tropical disease. *Parasitology*, 144, 1652–1662
- ELIOT, C. (1905): *The East Africa Protectorate*. Edward Arnold, London.
- ELLIOT, D. G. (1882): *A Monograph of the Bucerotidae*. Reprint 1995.
- FROST, W. (2014): *the Antelope of Africa*. Jacana Media (Ltd), South Africa
- GIJZEN, A. (1959): *Das Okapi*. Die neue Brehm-Bücherei, Bd. 231, Wittenberg Lutherstadt.
- GÜRTLER, W.-D. (1997): Wer war das – oder: von wem hat dieses Viech seinen Namen? Teil I, Ruhr Zoo.
- (2002): *Sitatunga „Carla“ – ein Antilopenleben im Ruhr Zoo*. Ruhr Zoo Jahresbericht 2001, 19–22.

- (2010): Angola – Spurensuche in einem vergessenen Land. *Milu* **13**, 121–148.
 - (2016a): Die Nashornvögel des Kaokolandes. *Gef. Welt* **140** (3), 22–26 (Teil I) und **140** (4), 14–15 (Teil II).
 - (2016b): Lebenslänglich Afrika, lebenslänglich Tiergärtner. *Bulette* **4**, 39–72.
 - (2017a): Wer war das – oder: Von wem hat dieses Viech seinen Namen? Teil II. *Bulette* **5**, 83–119.
 - (2017b): Wasser für die Kalahari. *Ursus* **23** (1), 5–20.
 - (2018): Wer war das – oder: Von wem hat dieses Viech seinen Namen? Teil III. *Bulette* **6**, 87–126.
 - (2019c): Wer war das – oder: von wem hat dieses Viech seinen Namen? Teil IV. *Bulette* **7**, 46–91.
- GRZIMEK, B. (1959): Kein Platz für wilde Tiere. München.
- HUNTLEY, B., RUSSO, W., LAGES, F. & FERRAND, N. (Hrsg.) (2019): Biodiversity of Angola, Schweiz.
- JOHNSTON, H. H. (1902): The Uganda Protectorate. London.
- LIVINGSTONE, D. (1857): Missionary Travels and Researches in South Africa. London.
- MONTEIRO, J. J. (1875): Angola and the River Congo. 2 Bde, London.
- OPPERMANN, J. (1994): Tod und Wiedergeburt – über das Schicksal einiger Berliner Zootiere. *Bongo* **24**, 51–84.
- PETERMANN, A. (Hrsg.) (1857): Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Gotha, 207–209.
- PITRA, C., VAZ PINTO, P., O'KEEFE, B. W. J., WILLOWS-MUNRO, S., JANSEN VAN VUUREN, B. & ROBINSON, T. J. (2006): DNA-led Rediscovery of the Giant Sable Antelope in Angola. *Eur. J. Wildl. Res.* **52** (3), 145–152.
- POONSWAD, P., KEMP, A. & STRANGE, M. (2013): Hornbills of the world. Draco Publishing and Distribution Pte Ltd, Singapore.
- ROBERTS, P. (2018): Sun, Steel and Spray: A History of the Victoria Falls Bridge. Zambesi Book Company, CreateSpace Independent Publishing.
- ROODT, V. (2015): Grasses and Grazers in Botswana. Struik Nature, Cape Town.
- RÜHMEKORF, E. (1989): Zwergseebären am Kreuzkap. *Ruhr Zoo*, **10**, Gelsenkirchen.
- RUHE, H. (1970): Beobachtungen, Erfahrungen und Erkenntnisse bei der Einrichtung von Freigehegen für afrikanische Wildtiere außerhalb des afrikanischen Kontinents. *D. Zool. Garten (N. F.)* **38**, 246–262.
- SCHMIDT, M. (2917): Eine Reise nach Sambia weckt Erinnerungen. *Bulette* **5**, 72–82
- SELOUS, F. C. (1881): A Hunter's Wanderings in Africa. Reprint 1985. South Africa.
- STANLEY, H. M. (1890): In Darkest Africa. Vol. II. Sampson, Low, Marston, Searle & Rivington Ltd, London.
- VARIAN, H. F. (1953): Some African Milestones. Worcester, and London.
- VAZ PINTO, P. (2017): Neues von der Riesenrappenantilope. *Mitt. ZGAP* **1**, 33. Stuttgart.

VEDDER, H. (1991): Das alte Südwestafrika. Südwestafrikas Geschichte bis zum Tode Mahareros 1890. Namibia Wissenschaftliche Gesellschaft, Windhoek.
WALKER, J. F. (2002): A Certain Curve of Horn. New York.

Abermals bin ich für verschiedene Abbildungen **KLAUS RUDLOFF** und **WOLFGANG DREIER** zum Dank verpflichtet, sowie Dr. **BERNHARD BLASZKIEWITZ**, dem emeritierten Direktor von Berliner Zoo und Tierpark, für die Überlassung des Fotos von „Patrick“, dem von uns beiden geliebten ersten Berliner Okapi.

Dipl.-Biol. **WOLF-DIETRICH GÜRTLER**
Bahnhofstr. 15b
D-16818 Radensleben